Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang 1887.

Juni.

(3. Band. 3. Heft.)

Inhalt.

Wien.

Verlag der Oesterreichisch-Ungarischen Revue (Glockengasse 2).

Generaldebit für den Buchhandel

Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler

Rothenthurmstraße 15.

Die „Oesterreichisch-Ungarische Revue“ erscheint in Monatsheften von mindestens vier Bogen Groß-Octav. Der Pränumerationspreis ist ganzjährig 9 fl. 60 kr., halbjährig 4 fl. 80 kr., vierteljährig 2 fl. 40 kr.

Der Plan, welcher dem Unternehmen der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue“ zu Grunde liegt, ist aus dem im ersten (April-) Heft veröffentlichten Programm, sowie dem daselbst mitgetheilten Verzeichniß der dem Unternehmen gewonnenen Autoren und aus jenen Aufsätzen, welche im ersten Jahrgang zur Veröffentlichung gelangten, zu entnehmen. Besonders bemerkt sei noch, daß dem ersten Hefte das Hauptregister der „Oesterreichischen Revue“, dessen neue Folge die „Oesterreichisch-Ungarische Revue“ bildet, beigegeben ist.

Das Inhaltsverzeichniß der erschienenen Hefte befindet sich auf der dritten Seite des Umschlages.

Die folgenden Hefte werden u. A. enthalten:

Hermann Hallwich: Wallenstein und Piccolomini.
Joseph von Lehnert: Erzherzog Karl als Marineminister.
Adolf Beer: Erzherzog Rainer als Finanzpolitiker.
Franz Martin Mayer: Die dreimalige Besetzung der Steiermark durch die Franzosen.
Wilhelm Wahlberg: Die Geschichte der österreichischen Strafgesetzgebung seit 1850.
Joseph Szabó: Die erloschenen Vulcane Ungarns.
Alexander v. Matlekovics: Die handelspolitischen Beziehungen Oesterreich-Ungarns.
Franz X. von Neumann-Spallart: Oesterreich-Ungarns Stellung im Welthandel unter besonderer Berücksichtigung seiner Beziehungen zu Deutschland.
Guido Schenzl: Beiträge zur Klimatographie Ungarns.
Joseph Wessely: Oesterreich-Ungarns Forstwirthschaft.
Wenzel Hecke: Oesterreich-Ungarns Landwirthschaft.
Wilhelm Zsigmondy: Ueber Thermen.
Jacob von Falke: Das k. k. österreichische Museum für Kunst und Industrie.
Franz Pulszky: Die Kunst in Ungarn.
Alois Hauser: Die Kunst in Dalmatien. III.
Karl Pulszky: Die kunsthistorische Bedeutung der ungarischen Landesgemäldegallerie.
Hans Semper: Ueber ältere tirolische Kunst.
Georg Niemann: Neuere österreichische Forschungen in Kleinasien auf dem Gebiete der Archäologie.
Alfred Klaar: Die deutsche Dichtung in Böhmen.
A. Mayer von der Wyde: Theodor Graf Heußenstamm.
Moritz Jókai: Culturbilder aus Ungarn.
Peter Rosegger: Volksthümliches aus der Steiermark.
Alois Brandl: Reiseberichte eines Engländers vom Jahre 1800 aus dem nördlichen Böhmen.
Karl Keleti: Die wirthschaftlichen Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel. III.
Gustav Meyer: Die Albanesen. II.
Felix Kanitz: Geistiges Leben im Königreiche Serbien. V.

III. Band. Erstes Heft. (April 1887.) Erzherzog Karl als Finanzpolitiker. Von Adolf Beer. (Schluß). — Graf Franz Stadion. Nach Briefen an Franz Freiherrn von Pillersdorf aus den Jahren 1846—1848. Von Joseph Alexander Frhr. v. Helfert. III. — Die Kunst in Dalmatien. Von Professor Alois Hauser. II. Das Mittelalter. — Zur Frage der ästhetischen Erziehung. Von Dr. A. Ilg. — Geistiges Leben im Königreiche Serbien. Von F. Kanitz. IV. Die Wirksamkeit der „Serbischen gelehrten Gesellschaft“ auf dem Gebiete der Geschichte.

III. Band. Zweites Heft. (Mai 1887.) Die neue kirchliche Architektur in Oesterreich und Ungarn. Von Camillo Sitte. — Juliane, Herzogin von Giovane. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärungsliteratur in Oesterreich. Von Prof. Dr. Eduard Guglia. — Skizzen aus den Quarnero-Inseln. III. Die Insel Arbe in Dalmatien. Von Eugen Gelcich. — Aus der österreichischen Criminalstatistik. Von Karl Seefeld. — Das k. k. technische und administrative Militärcomité in Wien. Von H. Sz. — Vergleichende graphische Statistik in ihrer Anwendung auf das Herzogthum Bukowina und die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder. Von Friedrich Kleinwächter.

Vergangene Tage in Oesterreich.

Aus den hinterlassenen Papieren Joseph's von Scheiger.

Von Wendelin Boeheim.

Das Leben des Unbedeutendsten wird interessant, wenn es in Beziehung zur Umgebung, zur Zeitgenossenschaft gebracht wird, die unscheinbarste Persönlichkeit sie wirkt, wenn auch noch so gering, doch immer an der Gestaltung ihrer Zeit mit und ist selbst in ihrer Sphäre ein Spiegelbild derselben. Wenn schon das Wirken des Durchschnittsmenschen es verdient, von dem Culturhistoriker beachtet zu werden, so dürften biographische Details aus dem Leben eines Mannes umsomehr einige Aufmerksamkeit verdienen, dessen Erdenwallen vom Anfange des Jahrhunderts bis in unsere Tage sich erstreckte und dessen wissenschaftliche Thätigkeit schon an derem Beginne von den Besten seines Vaterlandes geachtet wurde. Nicht das Leben dieses Mannes an sich ist es, das uns veranlaßt, es zum Gegenstande einer Betrachtung zu machen, so anregend dasselbe auch ist; uns leitet vielmehr der Gedanke, in den Erlebnissen und dem Streben desselben Anhaltspunkte für das Studium einer Zeitperiode zu gewinnen, die, wenn auch von vielen Seiten schon betrachtet, doch, zumal was unser Oesterreich anlangt, noch weitaus nicht bis in die Volkskreise hinein eine genügend klare Beleuchtung erfahren hat: die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts, die Periode des Erwachens des öffentlichen Geistes.

Die Persönlichkeit, deren Erlebnisse und Wirken wir als Grundlage für eine Betrachtung der genannten Periode nehmen, ist Joseph Edler von Scheiger, der als Postdirector am 6. Mai 1886 zu Graz in hohem Alter aus dem Leben schied. Seine dem jüngeren

Freunde, dem Schreiber dieser Zeilen, hinterlassenen überaus zahlreichen Schriften, eine lebendig geschriebene Selbstbiographie, eine Sammlung von Briefen hochbedeutender Persönlichkeiten, die bis in sein Jünglingsalter hinaufreichen, nicht minder eine werthvolle Sammlung von Briefen an Scheiger's brüderlichen Freund, Joseph Feil, bilden die Materialien für unsere schlichten Schilderungen.

Joseph Edler von Scheiger wurde am 2. Februar 1801 in einer bescheidenen Wohnung des vierten Stockwerks eines der schönsten Häuser des alten Wiens, des angeblich von Fischer von Erlach gebauten gräflich Cavriani'schen Palastes in der oberen Bräunerstraße (jetzt Habsburgergasse 5) geboren. Es verdient bemerkt zu werden, daß ein Jahr später, am 7. Februar 1802, in demselben Palaste der Dichter Johann N. Vogl das Licht der Welt erblickte. Scheiger's Vater war Juwelier und erhielt später das Amt eines kaiserlichen Pretiosenschätzmeisters im Versatzamte; dessen Vorfahren bis in die dritte Generation, wenn nicht noch weiter hinauf, beschäftigten sich mit der Gärtnerei. Für die Entwickelung Joseph Scheiger's ist vor Allem die Bildung seiner Eltern, die das Mittelmaß jener in anderen bürgerlichen Familien merklich überschritt, zu beachten. Die Vorbildung von Scheiger's Vater war zwar die gewöhnliche der bürgerlichen Schulen aus der Zeit um 1770 bis in die Periode der Josephinischen Reformen, aber die Keime, welche die letzteren in das Jünglingsherz gelegt hatten, blieben nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung des Charakters in seinen Mannesjahren. Felsenfeste Rechtlichkeit, eine vorurtheilsfreie Auffassung der Dinge, ein reger Sinn für alles Schöne hoben den einfachen Bürger und Handwerker über seine Sphäre heraus. Sein Umgang mit hervorragenden Persönlichkeiten, seine innige Freundschaft mit Blumauer, bezeichnen uns den Mann in seiner geistigen Bedeutung, nicht minder ein kräftig ausgesprochenes Bedürfniß nach guter Lectüre, die ihm und den Seinigen eine Erholung nach schwerem Tagwerke war.

So wuchs Scheiger in einer Familie heran, die die Grundgesetze des Josephinischen Geistes im Leben in sich aufgenommen hatte. Was Vater und Mutter zur Bildung seines Charakters nicht thun konnten, das ergänzten zahlreiche Freunde von gleicher Lebensanschauung, die werkthätig an seiner Erziehung mitwirkten. Scheiger bezeichnet in dieser Beziehung mit Nachdruck den fürstlich Eßterházy'schen Rath Joseph Karl Rosenbaum.*)

---

*) Der Gatte der berühmten Sängerin.

Die ersten Erinnerungen des Kindes knüpften sich an die Invasion der Franzosen 1805; vor ihr her zog der Schrecken. Zahlreiche Familien flohen aus Wien in's Gebirge, viele nach Ungarn, Scheiger's Mutter mit den Kindern nach Preßburg. Wie war's doch anders geworden zur Zeit, als der gewaltige Eroberer seine schwere Hand über die Völker legte; die vergangenen Cabinetskriege waren wie Stürme im Glase Wasser dagegen; bis zu den Revolutionskriegen stand das Volk den Streitigkeiten der Herrscher ziemlich theilnahmslos gegenüber, selbst die Kriege der Kaiserin erregten nicht bedeutend das Volksgemüth. Jetzt war es plötzlich anders geworden. Eine mächtige Bewegung erfaßte die breiten Massen, deren Ursache anfänglich allerdings die bleiche Furcht war, aber inmitten der Katastrophe, der brutalen Scenen der Vergewaltigung regte sich in der Volksseele allmählich ein Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, des Gefühles für das unglückliche Vaterland, für die nationale Freiheit. In diese Zeitperiode zwischen den Invasionen von 1805 und 1809 fallen Scheiger's erste Unterrichtsjahre. Für ihn, den Knaben, waren die Ereignisse in letzterem Jahre anfänglich nichts, als ein herrliches Schauspiel. Der von Natur lebhafte Junge schien jetzt, als die buntaufgeputzten Soldaten der großen Armee in den Straßen Wiens herumstolzirten, wie verwandelt. Seinem anfänglichen Staunen folgte rasch das Bestreben, sich mit den siegreichen Fremdlingen in Verkehr zu setzen, wozu ihm sein angeborenes Sprachtalent sehr behülflich war. Diese krankhafte Bewunderung des Feindes führte eine heitere Scene herbei, die wir nebenher schildern wollen. Scheiger war mit seinem Vater nach Schönbrunn gegangen, um eine Militärparade anzusehen, die der französische Kaiser anbefohlen hatte. Dort durch das Menschengewühl getrennt, kam derselbe dicht hinter die Generale zu stehen, die ihren Imperator umgaben. Da blitzte in des Knaben Gehirn der Gedanke auf, den gewaltigen Heeresfürsten sich in der Nähe zu besehen und schneller als dies zu schildern, schob er sich nach rechts und links permission! excusez! flüsternd zwischen den unwillkürlich zur Seite tretenden Marschällen durch, bis er plötzlich vor dem Kaiser selbst stand und diesen anstierte. Ein Gelächter der Generale folgte dieser komischen Scene, der ein vierschrötiger, gemein aussehender General — man denkt unwillkürlich an Lannes — damit ein rasches Ende machte, daß er den Knirps bei den Schultern faßte und mit den Worten: „Va t'en crapaud!“ aus dem Kreise entfernte.

Als wenige Tage nach dieser Scene die Schlacht bei Aspern geschlagen wurde und die Mauern Wiens von dem Gedröhne der

Feuerschlünde bebten, da war's dem Knaben, als pochte es mit mächtigen Schlägen an sein Herz. In langen Wagenzügen führte man die Verwundeten, darunter auch viele Oesterreicher, in die Spitäler. Da leuchtete wieder ein Gedanke in ihm auf, den Schauplatz der geschlagenen Schlacht mit Augen zu sehen. Seinem Bitten nachgebend, führte ihn der Vater auf das Feld, wo vor kaum vier Tagen in heißem Ringen Oesterreich den Wahn der Unbesiegbarkeit des gallischen Cäsars zerstäubt hatte. Voll des Entsetzens schritt er über das von Trümmern besäete, von den Geschossen durchfurchte Blachfeld, sein Blick schweifte über die zerschmetterten und vom Brande verzehrten Heimstätten. In langen Reihen, an Stellen zu Haufen gethürmt, lagen die Leichname auf den grünen Ackerfeldern und an den Zäunen der Dörfer. Bei ihrem Anblicke war die kindische Verehrung des Feindes mit einem Schlage gewichen; ein unnennbares Gefühl von innigem Mitleid und edlem Zorn erfüllte sein Inneres beim Anblicke der tausende Landsgenossen, die die Freiheit des Vaterlandes mit ihrem Leben bezahlt hatten. Still und in sich gekehrt schritt er an des Vaters Hand nach Hause; der achtjährige Knabe hatte eine Lehre für das ganze Leben erhalten, er hatte sie auch bis an sein Ende nicht vergessen.

War's in dem Herzen des Volkes anders als in dem des Knaben? Der kriegerische Erfolg der Schlacht bei Aspern, der Kämpfe der Tiroler war kurz, lang und nachhaltig aber wirkte die Thatsache der Siege auf die Volksseele. Aeußerlich trat das erstarkende Selbstvertrauen nur in einem mächtigen Drange zu Tage, die Leiden des Kampfes zu mildern, aber jeder Einzelne bis zum Niedersten herab fühlte jetzt seine Brust von einer Centnerlast befreit, dem niederdrückenden, beschämenden Bewußtsein der Schwäche, der quälenden Empfindung, die sich desjenigen bemächtigt, der den sicheren Untergang des Vaterlandes in fatalistischer Ergebung vor Augen sieht.

Die Periode der Studien Scheiger's bis in's Einzelne zu malen, müssen wir uns aus dem Grunde versagen, als wir darnach streben, den entwickelten Mann in seiner Zeit zu betrachten. Es genügt wohl, wenn wir berichten, daß sich der Jüngling das akademische Studium wählte, das Gymnasium bei den Schotten mit Auszeichnung absolvirte, nach vollendetem philosophischen Studium der Rechtsgelehrsamkeit sich widmete und darin sämmtliche Prüfungen mit vorzüglichen Noten bestand.

Weniger ist es der zum Manne heranreifende Jüngling, als die Physiognomie seiner Zeit, in der er heranwuchs und insbesondere das

Seelenleben in jener Schichte der Gesellschaft, der er selbst angehörte. Diese Schichte war allerdings nur ein kleiner Theil in der breiten Volksmasse, aber auch dieser kleine Theil war für den Stand der Intelligenz in jenen Tagen von nicht geringer Bedeutung. Wichtiger noch wird diese Betrachtung, wenn wir die geistige Richtung Scheiger's berücksichtigen, die vom Beginne an der Geschichte und den schönen Wissenschaften zugeneigt war, Doctrinen, die immer im engeren Zusammenhange mit den Zeitideen stehen, als die mathematisch-naturwissenschaftlichen.

Was war das für eine seltsame Zeit, in welcher der talentvolle und begeisterte Jüngling zu selbstständigem Denken heranreifte, aus der er die Keime genommen hatte für seine idealen Anschauungen, für die Entwickelung seines Geistes? Sie schien äußerlich so ruhig, das gesammte Volk, nicht allein die bessere bürgerliche Gesellschaft machte, obenhin betrachtet, den Eindruck stillen Glückes. Es lag nach unserer heutigen Anschauung etwas Philiströses, wenn wir strenge sein wollen, etwas Albernes in der Physiognomie der Zeit, die wir mit kurzem Wort die „Biedermaierzeit" benennen, und dennoch verdient sie unsere volle Bewunderung.

Kaum je in der Geschichte hat sich der Wechsel der Ideale in der gebildeten Gesellschaft rascher und in drastischeren Gegensätzen vollzogen, als in der Zeit von 1789 bis zum Wiener Frieden. Die frischen Erinnerungen an die kosmopolitische Epoche Joseph's II. mengten sich mit den berückenden Lehren, welche ungeachtet aller Gegenbemühungen der Regierung, doch ihren Weg von der Seinestadt über den Rhein gefunden hatten. Diesen mächtigen Einflüssen gegenüber stand die Regierung mit patriarchalischen Principien, die im grellsten Gegensatze zu ihnen sich verhielten. Das Volk gab dem Drucke äußerlich vollkommen nach und dennoch wurden die lenkenden Staatsmänner ihres Wirkens nicht froh. Es giebt eine Opposition, der selbst durch die gewaltsamsten Mittel nicht beizukommen ist; sie äußert sich nicht durch Thaten des Gegenwillens, sondern nur durch Stimmungen, die allgemach sich ausbreiten und einen mächtigen Einfluß auf die Form des äußeren Lebens nehmen, ohne das politische Gebiet zu berühren. Jeder Zwiespalt zwischen den Idealen des Volkes und den thatsächlichen Verhältnissen äußert sich in einer wehmüthigen Stimmung; er leitet zurück in eine vermeintlich glücklichere Vergangenheit, um darin die Kraft für eine schönere Zukunft zu finden. Diese schwermüthige Stimmung hatte mit dem deutschen Volke auch das österreichische ergriffen; sie machte sich

in der Literatur, in der Kunst, ja in dem gesammten Leben bemerkbar; in den gebildeteren Kreisen reifte sie bis zum Uebermaß. Diese letzte romantische Periode, die 1848 ausklang, hatte gleich jeder Romantik die vollen Bedingungen des Entstehens, denn was ist Romantik Anderes als das Sehnen nach glücklicheren Lebensumständen? In Oesterreich besitzt diese Romantik eine andere Physiognomie wie jene am Rhein oder an der Saale; sie nimmt entsprechend dem realistischen Zuge im Volkscharakter bestimmte Formen an, sie ergreift nicht wie in Deutschland vornehmlich nur die Universitätsgelehrten und vor Allem die studirende Jugend, hier dringt sie tief in die bürgerlichen Familien, sie äußert sich nicht wie dort lärmend, aber sie sitzt dafür um so sicherer in den Herzen. Bezeichnend für beide ist der historische Zug, der die Ideen beherrscht; darin mischte sich eine krankhafte Sentimentalität. Einen Hang zum Uebernatürlichen, zum Fatalismus hatte das Volk noch aus dem vorigen Jahrhundert herübergenommen, aber am entschiedensten folgte dasselbe den Spuren in die Vergangenheit, die es zu seinem geträumten Glücke leiten sollten. Dieser Gedanke erfaßte die gelehrten Kreise ebenso wie die übrigen. Was ist nicht alles seit dem Beginne des Jahrhunderts zur Pflege der Geschichte Oesterreichs in der Durchforschung der Archive geschehen? Die Gesellschaft ergriff eine krankhafte Lesewuth, ein Heißhunger nach Balladen und Elegien, nach Schicksals- und Geisterromanen, nach Epopöen und romantischen Geschichtsdarstellungen. Die große Kunst wendete sich von der Religionsgeschichte ab, um in ihren Vorwürfen die großen Seelendramen aus dem Zeitalter Griechenlands zu feiern, um die Menschheit zurückzuleiten zur Tugend, zur edlen Einfalt und Größe der Alten. Nicht allein in der Zeit der Antike, auch in der näheren nationalen Vergangenheit suchten sich die Meister ihre Helden als leuchtende Vorbilder für Mannhaftigkeit, blind gegen das anrüchigste Vorleben derselben. Im starren Gegensatze zu dieser Schwärmerei stand die Mangelhaftigkeit der historischen und politischen Bildung, die sich selbst bis in die eigentlichen Gelehrtenkreise erstreckte. Eine Disciplin, die für das Verständniß der Episoden der Geschichte unerläßlich ist, die Culturgeschichte, sie war ein noch unbebautes Feld. Werthvolles Materiale lag zerstreut in Journalen und Albums als Miscellen, Anekdoten und Curiosa. Können wir das Unvermögen, einen Zeitpunkt der Vergangenheit mit annähernder Richtigkeit zu schauen noch heute wahrnehmen, so war dies am Beginne des Jahrhunderts in noch weit bedeutenderem Maße der Fall, wo noch jede gedachte geschichtliche Scene in Folge der Unkenntniß der Sitte,

des Standes der Cultur, der Aeußerlichkeit einer Zeit, sich als ein Phantasiebild, ein Anachronismus darstellte. Diese irrige Auffassung archäologischer Themata führte in Oesterreich zu einer sonderbaren Uebertragung der Phantasie in die Wirklichkeit, die wir kurz mit „Ritterspielerei" bezeichnen. Wir mögen sie heute belächeln, aber wir müssen mit Aeußerungen einer Schwärmerei rechnen, die vom Höchsten bis zum Niedersten alle Kreise ergriffen hatte.

Die Schwärmerei für das eingebildete Ritterwesen hatte ihre ersten Anfänge schon wenige Jahre nach dem Beginne der französischen Revolution, sie griff mit staunenswerther Raschheit um sich. 1792 nahm der Zahlmeister der Militärakademie in Wiener-Neustadt Anton David Steiger*) das halbverfallene Schloß Sebenstein im Aspangthale von dem Grafen Joseph Pergen in Erbpacht. Er besserte das alte Gemäuer aus und setzte es in wohnlichen Zustand mit der Absicht, das mittelalterliche Leben hier im treuen Spiegel wieder aufleben zu lassen. Hier hauste Steiger als biederer Burgherr anfänglich nur in Gesellschaft von wenigen Kumpanen, bald aber schaarte sich um ihn eine zahlreiche Gesellschaft aus allen Classen, und es entstand aus ihr der „Ritterbund zu Wildenstein auf blauer Erde", der von 1818 den Erzherzog Johann als seinen Großmeister zählte. Selbst an dem streng bürgerlich gestalteten Hofe Franz II. fand die Liebhaberei für das Ritterthum nicht geringes Gefallen, aber die Schwärmerei daselbst, wie auch in den hocharistokratischen Kreisen, haftete doch mehr an der Aeußerlichkeit. Die Idee der Zeit gab Gelegenheiten in Hülle und Fülle zu ebenso pittoresken als stillgemüthlichen Festen, der eigentliche innere Kern, den der barocke Gedanke barg, blieb in jenen Kreisen völlig unbeachtet. Der Kaiser ließ sich's gerne gefallen, daß entfernt von Wien, in Laxenburg, ritterliches Leben seinen Einzug hielt, das die Kaiserin und die Damen am Hofe mit so vielem Vergnügen mitempfanden. In seinem Privatsecretär und Schloßhauptmann Michael Riedl Edlen von Leuenstern besaß der Kaiser einen für die Inscenirung von derlei Festlichkeiten überaus brauchbaren Mann, der mit unermüdlichem Eifer baute und mittelalterlichen Hausrath sammelte. Schon am 15. October 1801 erfolgte die feierliche Eröffnung der Franzensburg, die ein

*) Geboren 2. Februar 1768 zu Pötsching in Ungarn, einer der ausgezeichnetsten Mineralogen und Oekonomen, dem das österreichische Montanwesen einen nicht geringen Fortschritt verdankt. Er wurde 1812 für seine Verdienste in den Adelsstand mit dem Beinamen „von am Stein" erhoben. v. Steiger starb am 30. Januar 1830 in Wiener-Neustadt, wo er auch begraben wurde.

treues Bild eines alten ritterlichen Heims wiedergeben sollte und bis in's Jahr 1836, wo sie ihre heutige Gestaltung erlangte, wurde an ihrer Erweiterung gearbeitet. Noch zur Stunde prangen in ihren Sälen die Porträts der Mitglieder des kaiserlichen Hauses in Harnische gekleidet an den Wänden, gemalt von Kuppelwieser, Sales, Geyling, Waldmüller, Perger u. A., in ähnlicher Auffassung die Darstellungen der Krönungen des Kaisers in Frankfurt und als König von Ungarn in Preßburg, gemalt von Johann Höchle. Bald fand das Beispiel, das im Volke wie in den höchsten Kreisen gegeben wurde, seine leidenschaftliche Nachahmung. Im Schlosse zu Pottendorf bildete sich 1805 ein „Vehmgericht", dem viele fürstliche Beamte angehörten, darunter auch Künstler, wie der Bildhauer Johann Herrlein und der Kupferstecher D. Joseph Fischer. Im Schlosse zu Feistritz sammelten sich um seinen lebensfrohen Besitzer Joseph Freiherrn von Dietrich in prachtvoll ausgestatteten Räumen zahlreiche Kumpane, die in ritterlichem Gehaben ihres Erachtens nach alles überboten. In der Burg zu Laa hausten die mittelalterlichen Gesellen in einem Thurme, sie besaßen daselbst ihre Trinkstube, ihren Prunksaal und variatio delectat — ihr Burgverließ. Man kann sagen, es habe in Oesterreich damals keine Stadt, kein bewohnbares Schloß gegeben, in denen nicht der altdeutsche Humpen kreiste und ein sonderbarer Ritterjargon geradebrecht wurde. Ja, selbst Männer, die einzeln lebten, wie Rittmeister Harruker in Neudorf, wie der verbohrte von Wetzelsberg auf Schloß Zeysing, begabten sich mit Ritternamen und Wappen und lebten nach mittelalterlicher Weise.

Der Regierung, welche diese Erscheinung im Volke nicht als innere Veranlassung, sondern als eine Folge der literarischen Richtung in Oesterreich und Deutschland, als die Wirkung der Schaubühne mit ihren gepfefferten Ritterstücken angesehen hatte, wurde diese übermächtig anwachsende Schwärmerei bald unbequem und sie machte auch, wiewohl mit begreiflicher Vorsicht, Versuche, dieselbe einzudämmern. Erst im Jahre 1819, veranlaßt durch Ausschreitungen, sah sie sich veranlaßt, dieser Erscheinung energisch entgegenzutreten, aber es gelang ihr doch erst, die Sebensteiner Ritterschaft aufzulösen, als sich die Schwärmerei überlebt hatte. Die Romantik ist immer eine Feindin der realen Thatsachen; so zahm, so gemüthlich sie sich auch äußern mag, sie steht immer im Gegensatze zu dem augenblicklichen Verhältnisse. Das war das einzig Bedenkliche an der Erscheinung. Unter den Wämsern der leidenschaftlichsten Ritter regte sich aber bald die Ueberzeugung von der inneren

Hohlheit der Idee, sie gewahrten nicht ohne Beschämung, daß ihrer ganzen Liebhaberei das Rückgrat fehle und daß diese naturgemäß zur niederen Leidenschaft herabsinken müsse, wenn ihr nicht ein ethisches Ziel leuchtet. Von diesem Augenblicke wurde sie wirklich bedenklich — für die Regierung, für deren System.

Nach der siegreichen Beendigung der französischen Kriege trat eine vollständige Wendung in den Idealen der Völker zu Tage. Auch in Oesterreich sahen sich die Besten im Volke in ihren Erwartungen getäuscht, daß nun die Bande sich allgemach löſten, welche die Entwickelung der geistigen und moralischen Kräfte verhinderten.

Je mehr sich die Regierung bemühte, das Land abzusperren und jeden geistigen Contact mit dem politisch unverläßlichen Ausland zu beschränken, desto entschiedener zog sich der Volksgeist auf sich selbst zurück, um in sich selbst die Nahrung zu seiner Fortentwickelung zu finden. Klar liegt diese Wendung in der österreichischen Poesie zu Tage, die mit einemmale die Schönheit des Vaterlandes, die Kraft und Tugend des eigenen Volkes zu preisen begann, das Volksleben bis in die kleinsten Einzelheiten mit liebendem Auge verfolgte. In dieser Zeit des stillen Kampfes um das endliche Erringen der geistigen Güter, um Erlösung aus dem unleidlichen Joche der Bevormundung finden wir Scheiger an der Wiener Universität das Rechtsstudium betreibend. Auch er fühlte in seinem Inneren lebhaft das Mißbehagen an den inneren Zuständen, aber weit entfernt noch von dem Verständniß des stillen Strebens unter den Denkern, regte sich anfänglich der Drang nach Freiheit ziemlich ungeschlacht im äußerlichen Benehmen und gerade diese unbeträchtlichste Verirrung sollte ihm zum Unheile ausschlagen.

Ungeachtet aller Vorsicht der Regierung gelangten Studenten aus Jena und Göttingen bald nach der Ermordung Kotzebue's 1819 nach Wien, sie grüßten die Commilitonen und brachten ihnen auch nebst Cerevis und Ziegenhainern die süße Gewohnheit der Commerse mit. Mit Begeisterung lauschten die Wiener Söhne der Alma mater den Schilderungen des neuen studentischen Lebens durch die stolzen Jünglinge, die noch am Wartburgfeste theilgenommen hatten und von diesem Zeitpunkte an datiren die ersten in der Folge wieder unterdrückten Regungen des akademischen Burschenlebens in Wien.

Scheiger machte, soweit es seine beschränkten Mittel erlaubten, diese neuen Gewohnheiten mit aller Begeisterung mit. Schon früher gewohnt, in Feld und Wald zu wandeln, um die Schönheiten der Natur

mit dem Zeichenstifte festzuhalten, wanderte er nun im Kreise der Commilitonen in Cerevis mit Ziegenhainer durch die Tannen, da wurde gesungen, mit Pistolen nach der Scheibe geschossen, mit den Stöcken gefochten, kurz allerlei unschuldige Allotria getrieben. Eines Tages im Jahre 1820 erschienen zwei Beamte mit einem Diener in Scheiger's Wohnung, hielten dortselbst eine strenge Untersuchung, saisirten Scheiger's Tagebuch, dessen Stamm- und Commersbuch, die verdächtigen alten Pistolen, die Attribute des Burschenthums und führten ihren Eigner — in's Polizeihaus. Wer die Rücksichtslosigkeit der dermaligen Wiener Polizei je erfahren hat, mag sich eine beiläufige Vorstellung von den moralischen Qualen machen, welche der in seinem tiefsten Innern gekränkte junge Mann erdulden mußte. Durch fast einen halben Monat wurde Scheiger in einem ekelhaften Raume in Gesellschaft mit verkommenen Subjecten verwahrt gehalten, ohne ihn irgend einem Verhöre zu unterziehen; endlich begann man sich mit ihm zu befassen, da wurde er täglich von einem Diener vom Polizeigefängnisse zur Direction und nach geendetem Verhöre wieder zurückgeführt. Noch in späteren Jahren, wenn er dieser schmachvollen Behandlung gedachte, freute er sich des glücklichen Zufalles, daß er während der monatelangen Untersuchung auf seinem Marterwege nie einer bekannten Person begegnet war.

Vergebens hatte Scheiger's Mutter alle zweckmäßig erscheinenden Versuche gemacht, um dessen Freiheit zu erwirken oder auch nur zu erfahren, was man ihm zur Last lege; endlich wagte sie selbst einen Schritt zu dem allmächtigen Polizeipräsidenten Grafen Joseph Sedlnitzky, aber auch dieser brachte ihr keine Hoffnung. Da, in der äußersten Bedrängniß, erklärte sie dem gefürchteten Manne mit dem Tone der Entschiedenheit, „unverzüglich bei dem Kaiser Audienz erbitten zu wollen". Was alles Flehen, alle Bitten nicht vermochten, das bewirkte der kühne Entschluß einer Frau. Graf Sedlnitzky mochte das Ergebniß der Untersuchung doch für zu wenig bedeutend erachtet haben, um eine Fortsetzung von Scheiger's Haft nach Oben rechtfertigen zu können, vielleicht hatte der vorsichtige Staatsmann eben Ursache, jeden Anlaß, der seine Spitze nach ihm selbst wenden konnte, zu vermeiden, kurz, vierundzwanzig Stunden darauf wurde Scheiger mündlich die Freiheit angekündigt und auf seine nochmalige Frage über die Ursache seiner Verhaftung in orakelhaften Worten die Auskunft ertheilt: „Es sei das eben ein Zeitvergehen."

Damit war der Criminalroman zu Ende und wie alles in der Welt noch seinen Nachklang findet, so war's auch da der Fall. Scheiger

hatte ein Studienjahr verloren, sein hübsch ausgestattetes Stammbuch, sein Tagebuch, angefüllt mit den Poesien einer jugendlichen Seele, dienten später im Hause eines Hofrathes zur allgemeinen Belustigung der Familie und als er selbst nach einigen Jahren dort als Gast weilte, gewahrte er mit Entrüstung, daß mit diesen Blättern — daran sein Herzblut klebte — die Kerzen eingemacht worden waren.

In dem letzten Jahre seines Universitätsstudiums hatte sich die Umwandlung des öffentlichen Geistes nahezu vollzogen, das schwerfällige Rad des Romanticismus war allerdings noch im Ausrollen, aber in den hervorragendsten Stätten der Bildung in Oesterreich, in Wien, Prag und Pest, da regte sich's in den Kreisen der Jugend mit aller Macht, um das Wissen zu vertiefen und eine neue lichtvollere Periode vorzubereiten. Das waren nichts weniger als Revolutionäre, die daran arbeiteten; sie zählten sich, was ihre politische Richtung betrifft, zu den aufrichtigsten Anhängern der Dynastie, zu den eifrigsten Vertheidigern des Gesetzes, wenn auch nicht des Systems; war ja doch auch Bäuerle anfänglich in jener Schaar, welche die Bildung eines neuen Oesterreich erträumten. Unter all' den Vielen, die das damalige junge Vaterland repräsentirten und entweder in Wien selbst wirkten oder doch dort ihren Schwerpunkt erblickten, war Scheiger als nicht unebenbürtiger Genosse zu zählen. Er hatte Gründe, die ihn von der Ludlamshöhle ferne hielten, aber in Neuner's Kaffeehaus, da fand man ihn sicher in einer Ecke, die von einer ganz eigenen Gattung von Gelehrten und ihren Anhängern besetzt war, von Philosophen, Historikern, Sprachforschern und von einer urplötzlich neu sich bildenden Abart, von Archäologen; aber auch Poeten und Künstler stellten sich zuweilen unter ihnen ein, so von ersteren J. G. Seidl, Hermannsthal, Vogl, der alte Barde Leon, von Künstlern die beiden Schweminger, Schnorr, J. Binder, Ranftl, Wilder und so mancher Andere. Es war eine anfänglich kleine aber für alles Schöne begeisterte Schaar, die der Pflege der Philosophie und Geschichte sich gewidmet hatte; sie recrutirte sich nicht wie bisher aus geistlichen Seminarien, sondern aus den Hochschulen und Vieles hatten zu diesem sichtlichen Aufschwunge die ebenso tiefgedachten als freisinnigen Vorträge Ludwig Rembold's beigetragen. Ein liebreiches brüderliches Verhältniß vereinigte diese strebenden jungen Männer, ein Verhältniß, das durch ihr ganzes Leben an Wärme und Innigkeit nichts einbüßte. Am engsten war Scheiger mit Badenfeld, Franz Unger, der damals noch den schönen Wissenschaften lebte, mit Schlager und Fr. Leber befreundet, später

kamen Ad. Schmidl, Rokert, Karajan, Pratobevera, Häufler, Melly, Duller, Rally und Feil hinzu und mit den wenigen Jahren, bis Scheiger 1827 nach Dalmatien versetzt wurde, erweiterte sich der Kreis immer mehr.

Tiefer Ernst und eine mächtige Begeisterung charakterisirt die Thätigkeit dieser Dioskuren. So schreibt Badenfeld an Scheiger aus Troppau unterm 20. September 1820:

„...... Du frägst, was ich treibe? Ich lese und studire vorzüglich Kant's Kritik der reinen Vernunft, Orlando furioso in un edizione con molte annotazioni und — das „System der Natur", das der närrische Zufall, aber leider nur für die kurze und Beschäftigungen ernstester Art, wie die Prüfung und Widerlegung eines philosophischen Systems, weniger günstige Zeit meines Aufenthaltes in Fulnek abermals mir in die Hände gespielt. Für einen in den Geheimnissen der neueren Philosophie, diesem Scheidewasser aller dogmatischen Behauptungen gänzlich Unbekannten ist das genannte Buch, wenn er nicht alles seinem blinden Glauben im Wege stehende mit romponischem absprechenden Geiste niederschmettert, allerdings sehr gefährlich und fürchterlich; mir, dem wenigstens, gepriesen sei dafür der unvergleichliche Rembold! — zu ahnen vergönnt ist, was der scharfe Kant und der hohe Fichte eigentlich wollten, mir ist das Geschwätze des französischen Sophisten, der seiner selbstsüchtigen Absichten wegen das alte Luftgebäude griechischer Atomisten zu restauriren strebt, lächerlich und verächtlich. Vielleicht ist es mir einmal vergönnt, einen längeren Aufsatz über dies unsystematische System der Natur zu machen.

Uebrigens beschleicht mich auch öfters die Muse in Stunden holder Begeisterung und aus dieser vieltausendmal geküßten Jungfrau — wenn anders ein schadenfroher Gott mir nicht wie einst Trillern, in einem bekannten Sinngedichte, ein buckeliges Gnomenweibchen unterschoben — sind mehrere theils lächelnde, theils weinende Knäbchen zur Welt gekommen. Jetzt beschäftige ich mich mit einem Heptameron, einer Sammlung von 7 Erzählungen, die mit dem Dekameron des Boccaccio nichts gemein haben, als daß sie auch Erzählungen sind ....."

Mit zwei Persönlichkeiten kam Scheiger in nähere Beziehungen, zwei Persönlichkeiten, so ähnlich in der Richtung des Talentes und des wissenschaftlichen Strebens und so ganz unähnlich in ihrem Charakter. Johann Graf Majláth und Joseph Freiherr von Hormayr. Wie er zu der Bekanntschaft Beider gelangte, ist nicht aufgeklärt; vermuthlich suchte Scheiger selbst Gelegenheit, sich den beiden Koryphäen auf dem

Gebiete der heimischen Geschichtsforschung zu nähern. Es gelang ihm, Beiden sich nützlich zu erweisen, ja mit Hormayr stand er durch viele Jahre in literarischer Verbindung als Mitarbeiter am „Archiv für Geschichte und Staatskunde“ und als Revisor seiner gewöhnlich sehr schleuderhaft concipirten und salopp stylisirten Manuscripte. Wie unterschieden waren doch die Beziehungen des jungen Gelehrten zu diesen beiden Größen, man könnte sagen, genau so wie beider Charaktere. Majláth herzlich, unbefangen, wohlwollend aus innerem Herzensdrange, damit auch erkenntlich und stets dienstbereit; Hormayr kalt, hochmüthig, bei aller Leidenschaftlichkeit berechnend, und bar jedes Seelenadels.

Noch in den letzten Lebensjahren gedachte Scheiger dankbar der schönen Stunden, die er in Majláth's Gesellschaft verlebt hatte und niemals sah man ihn in mächtigerer Zornesregung, als ein angehender Schriftsteller in der „Grazer Tagespost“ Majláth's Werth als Geschichtsforscher herunterzusetzen und dessen unglückliches Ende mit empörender Herzlosigkeit zu bewitzeln wagte.

Aber wir würden ungerecht sein, wenn wir nicht auch des wohlthätigen Einflusses gedenken würden, welchen der persönliche Umgang Scheiger's mit Hormayr für Jenen geübt hatte. Neigte sich Scheiger bisher nur im Allgemeinen den historischen Wissenschaften zu, so fand er nun durch Hormayr's verblüffende Detailkenntniß in der Geschichte eine feste Richtung in der Pflege der heimischen Alterthumskunde. Dieses Anschmiegen an die wissenschaftliche Richtung Hormayr's machte ihn ganz von selbst zu dessen brauchbarsten Gehülfen und zum tüchtigsten Mitarbeiter an einer Zeitschrift, die bis zur letzten Zeile das Gepräge seines geistreichen Leiters an sich trug. Man kann durch nichts klarer die Wandlungen des geistigen Lebens in Oesterreich sich vor Augen stellen, als durch die Lectüre des „Archivs für Geschichte“ (1809 bis 1828) und des „Taschenbuches für die vaterländische Geschichte“ (1811 bis 1814); sie bilden eine Fundgrube zur Beobachtung des poetischen Schaffens, des herrschenden Geschmackes, des wissenschaftlichen Strebens; in diesen Blättern spiegelt sich der allmählich sich verjüngende Volksgeist trotz aller heißen Gegenbemühungen der eifrig waltenden Censoren.

Es ist bezeichnend, daß der erste äußerliche Anlaß zur Hinneigung Scheiger's an die Archäologie der ganz prosaische Verkauf eines hochwerthvollen Museums gewesen ist, und wir wollen daher denselben näher beleuchten.

Der bekannte ehemalige Großfuhrmann, Bankbesitzer und nachmalige Freiherr von Dietrich hatte im Jahre 1822 aus dem Nachlasse des verstorbenen Johann Ferdinand Ritter von Schönfeld jene berühmte Sammlung von Antiquitäten und Kunstwerken gekauft, welche schon von dem Vater Schönfeld's zu Prag in ihren Anfängen gebildet, von diesem durch Ankauf von Kunstgegenständen nach der Klosteraufhebung, besonders aber durch Erwerbung der Reste der Kunstsammlung Kaiser Rudolph II. 1782, zu einer der ansehnlichsten und werthvollsten gestaltet hatte.

Johann von Schönfeld, geb. 1750, gest. 1821, gehörte zu jenen sonderbaren Talenten, wie sie eben eine Zeitperiode gebärt, die in voller Umwandlung begriffen, nach keiner Richtung Klarheit bietet. Das Alte war zusammengebrochen und die Welt suchte mühsam nach einer Grundlage für ihre neuen Ideen. In einer anderen Zeit wäre Schönfeld mit seinem trefflichen Talente, seinem Instincte und seinem Triebe nach Thätigkeit einer der bedeutendsten Männer geworden, so war aus ihm ein Mann geworden, dessen Kopf mit den sonderbarsten Schrullen angefüllt war, aus denen allerdings ein hochanerkennenswerther österreichischer Patriotismus und die edelste Menschenliebe hervorleuchten. Die Verschrobenheit und der Mangel an Verständniß dieses seltsamen Mannes läßt sich nicht deutlicher darlegen, als durch die Erinnerung an seine vor dem Spittelthore in Prag in ganz ungeheuerlichem, chinesisch sein sollendem Style erbauten Villa „Rosenthal" und dem dabei angelegten, sogenannten „topographischen Garten", der die geometrisch ausgemessene Land- und Postkarte von Böhmen darstellte und in welchem die Flüsse durch natürliche Wassergräben, die Ortschaften durch Bäume und Sträucher bezeichnet wurden. Auch sein kostbares Museum war in Zweck und Eintheilung eine pudelnärrische Seltsamkeit. Erfüllt von nebelhaften Ideen über Kunst und Alterthum, von den schwärmerischen Gedanken der Romantik, suchte sein, eigentlich doch dem Realen zugeneigtes Wesen nach einer praktischen Grundlage für seine museale Schöpfung und glaubte sie auf dem Gebiete der Nationalökonomie gefunden zu haben. Diesem Gesichtspunkte folgend, ordnete er seine Sammlung nach einem technologischen Systeme, vertheilte den Inhalt nach gewerblichen Beschäftigungen, zertheilte die kostbarsten Gegenstände ohne Schonung und verwies z. B. jenen Theil der Drechslerkunst, diesen der Schnitzkunst zu; schnitt aus den kostbarsten Handschriften die Initialen, um sie der Malkunst zuzulegen und gesellte den verstümmelten Rest den Leistungen der Schreibekunst zu. Wir müßten ein ansehnliches Bändchen

schreiben, wenn wir das geradezu tolle System darlegen wollten, nach welchem eine nach heutigen Begriffen unschätzbare Sammlung in ihre Atome gelegt wurde; einzelne Details darin wären von überwältigender Komik; schon die ergötzlichen Titel der einzelnen Unterabtheilungen, von welchen wir einige hier anführen, mögen davon eine ungefähre Idee geben: Mosaische Arbeiten, Farbendruck en mortant, Altleaten, Ehre, römische Göttin, welche einen Tempel vorstellt, Irmensäule der Griechen, Keuschheit, Göttin als Tempel, Schlafende Scenen, Bratpfannen der Alten, Figuren stoßende, Petschvonige (?) von jedem Zeitalter, Bayzarbeiten, Possirkunst, Gruppen von 6, 12, 24 Personen u. s. w.

(Schluß folgt.)

Die Ausstellung von Gegenständen der kirchlichen Kunst im k. k. Oesterreichischen Museum für Kunst und Industrie zu Wien.

I. Historische Abtheilung.

Von Dr. Theodor Frimmel.

Viele Anregung verdankt man seit Decennien den kleinen und großen Ausstellungen, die das Oesterreichische Museum von Zeit zu Zeit veranstaltet. Vieles ist nach dieser Richtung schon von dem Institut geleistet worden und dennoch ergeben sich ungezwungen immer wieder neue Ausgangspunkte für neue Schaustellungen. So ausgedehnt ist das Gebiet der Kunstindustrie, daß mit den bisherigen Ausstellungen bis heute keineswegs ein von vornherein gegebenes Programm erschöpft wäre, sondern daß im Gegentheil erst ein Anfang gemacht zu sein scheint. Freilich, den Besuchern des Oesterreichischen Museums war es nicht verwehrt, sich auch anderwärts umzusehen, was ähnliche Ausstellungen boten, wobei sich dann allerdings in Bezug auf das jüngste Unternehmen — die Ausstellung kirchlicher Kunstgegenstände — herausstellen mußte, daß ein großer Theil der neuerlich zusammengestellten Gegenstände schon mehr als einmal öffentlich zu sehen war. In den Sechzigerjahren hat der Wiener Alterthumsverein eine lehrreiche Zusammenstellung von Gegenständen kirchlicher Kunst veranstaltet. Die Weltausstellung von 1873 bot dann einer etwas jüngeren Generation wieder ungefähr dieselben Objecte zum Studium. Einzelnes konnte man dann im Museum selbst auch auf der historischen Bronzeausstellung von 1883 und anderwärts eingehend betrachten. Nun ist es aber wohl zu rechtfertigen, wenn einem so weitverzweigten Baume wie die kirchliche Kunst in kurzen Zwischenräumen neue Nahrung zugeführt wird. Wenngleich also kunstverständige Besucher nicht viel Neues auf der jetzt

abgehaltenen Ausstellung zu sehen bekommen, so nehmen sie doch das Gebotene gewiß mit rückhaltlosem Danke auf, da sie dem beabsichtigten Umfange der Ausstellung gemäß einen guten Ueberblick über die in der Monarchie vorhandenen kirchlichen Kunstgegenstände erhalten. Eine in den meisten Fällen systematische Aufstellung und Katalogisirung erleichtert diesen Ueberblick. Dem Katalog ist ein Vorwort beigegeben, das den Förderern des Unternehmens in artiger Weise den Dank des Museums zum Ausdruck bringt und die zahlreichen Mitarbeiter am Katalog namhaft macht. Das Vorwort ist von Director Hofrath Jacob v. Falke verfaßt. Was die Anordnung betrifft, hat man, wie gewöhnlich bei solchen Anlässen, im Oesterreichischen Museum die räumlich ausgedehnten Gegenstände in den Säulenhof gestellt, wodurch einerseits die allgemeine Ordnung durchbrochen, andererseits wieder für die Objecte von kleinerer Ausdehnung mehr Gelegenheit zu übersichtlicher und systematischer Aufstellung geboten wurde. Einer solchen bedarf es denn auch dringend bei einer Fülle von weit über tausend Gegenständen, unter denen sich in der That sehr viele bedeutende befinden. Von höchstem historischen Interesse und von solchem für die christliche Bilderkunde (Ikonographie) sind einige Stoffreste, die uns der Schliemann textiler Kunst, der gewandte Kaufmann Hr. Th. Graf nach Wien gebracht hat. Offenbar im Hinblick auf eine spätere ausführliche Publication ist der Katalog mit nur wenigen Worten über diese wichtigen Reste aus altchristlicher Zeit hinweggegangen.

Noch viel bedeutendere Proben alten Zeugdruckes, alter Stickereien und solcher Gobelintechnik haben wir diesmal vor uns, als auf der so denkwürdigen Stoffausstellung des Jahres 1883. Die neuerlich ausgestellten Reste von egyptischen Stoffen müssen denn auch mit ihrer Bedeutung die altchristliche Abtheilung der Ausstellung retten, die sonst so gut wie nicht vorhanden wäre. Nur eine Bronzelampe, wieder aus Egypten, ist mir noch als Vertreterin der angegebenen Periode aufgefallen. Dieser Mangel, dem sich auch eine gewisse Dürftigkeit in Bezug auf Gegenstände der Karolingischen Zeit und des hohen Mittelalters anschließt,*) kann den leitenden Elementen der Ausstellung nicht zum Vorwurf gemacht werden. Man weiß ja, daß innerhalb der räum-

*) Die bekannten Objecte aus Agram, Prag, Klosterneuburg, Heiligenkreuz, Hohenfurt müssen übrigens als bedeutend hervorgehoben werden. Der Codex millenarius aus Kremsmünster, sowie der Tassilokelch sind über Wunsch des Klosters nur bei ganz besonderen Gelegenheiten in der Ausstellung zu finden.

lichen Grenzen, die man sich abgesteckt hatte, also innerhalb des heutigen Oesterreich-Ungarn, die Kunst des späten Mittelalters und der Neuzeit, die der früheren Jahrhunderte in viel höherem Grade überwiegt, als das etwa in den Rheinlanden, in Frankreich, in Italien der Fall ist.

Die antike Cultur, die anderwärts in auffallender, an tausend Stellen nachweisbarer Unmittelbarkeit auf die folgenden Zeiten eingewirkt hat, ist bei uns gar früh von den Hufschlägen barbarischer Völkerschaften in den Boden gestampft worden. Das macht sich in unserer Kunst des hohen Mittelalters besonders fühlbar. So liegt es denn auch in der Natur' der Sache, daß wir trotz der beachtenswerthen Menge von Gegenständen auf eigentliche Entwickelungsreihen meist nur in der Zeit von ungefähr 1200 aufwärts Anspruch machen können. Das interessante Werden all' der vielen Geräthe, welche der christliche Cultus bis heute benöthigt oder nur zu Zeiten benützt hat, der Kelche, Patenen, Meßgewänder, Bischofstäbe, Weihrauchfässer, Hostienbüchsen und was der Dinge mehr wären, können wir uns aus den ausgestellten Gegenständen nur in den wenigsten Fällen erklären. Es lag aber, den Zwecken des Museums entsprechend, nicht so sehr die Absicht vor, die christliche Kunstarchäologie zu fördern, als eine Reihe von Vorbildern herbeizuschaffen, die auf die moderne Kunstindustrie anregend und belebend wirken soll. Erfreuen wir uns also an den wirklich bedeutsamen Dingen, die da zu sehen sind. Wie erwähnt, stammen sie meist aus späteren Perioden und, es muß mit Genugthuung anerkannt werden, auch aus solchen, die bislang von vielen Seiten mit einer gewissen Verachtung über die Achsel angesehen worden sind. Man hat die Pforten der Ausstellung nicht mit der Spätgothik und Renaissance geschlossen, sondern eine herrliche Fülle der Meisterwerke des Barock und Rococo zusammengebracht, ebenso geeignet den Aesthetiker wie den Historiker zu erfreuen. Das Weiterwachsen, das energische Durchbilden älterer Formen, sowie das Auftauchen neuer Gestaltungen im 17. und 18. Jahrhundert gewährt dem Forscher unendlich viel Stoff zum Nachdenken auch auf dem Gebiete der kirchlichen Kleinkunst. Die Stylarten des Barock und des Rococo liegen nunmehr der Zeit nach schon so weit hinter uns, daß sie sich von der Parteien Gunst und Haß losgelöst haben und uns in eigentlich historischem Sinne fesseln können. Das Comité hat dies gewiß richtig erwogen. Das Bild, das die Ausstellung von der österreichischen Kunstindustrie gewährt, wäre nicht nur lückenhaft überhaupt, sondern geradewegs verstümmelt gewesen, hätte man nicht die kühn-

geformten Monstranzen, Kelche, Altärchen u. s. w. der letzten Jahrhunderte mit aufgestellt.

Ob nun die „classischen Archäologen" vor den freieren Formen des Barock und Rococo ein gelindes Unbehagen empfinden oder nicht; die naturgemäße Strömung ist bei uns nun einmal nicht aufzuhalten, daß uns lebhaft bewegte, hochentwickelte Kunst der Neuzeit in vielen Fällen besser behagt als lykischer Statuenschotter, herstammend von Bildwerken, die niemals bedeutend waren. Also kein weiteres Zurückhalten mit der Freude, die jeden Kunstfreund beim Durchwandeln der Ausstellung erfüllen muß. In allem Wesentlichen ist dort richtig erkannt, was Zweck und Ziel einer solchen Ausstellung sein muß. Eine erfreuliche Anzahl von höchst brauchbaren, zweckmäßigen und zugleich gefälligen Formen ist zur Auswahl geboten. Keine künstlich gezogenen Grenzen beengen auf dieser Ausstellung von vornherein den modernen Kunsthandwerker, der hinkommt, um sein Formgefühl zu läutern oder seine Kritik zu üben und sich überhaupt Anregung zu holen. Daß dieses aber wirklich Noth thut, wird der zweite Theil dieser Darstellung erhärten.

II. Moderne Abtheilung.

Von Dr. Albert Ilg.

Der moderne Theil der Ausstellung kirchlicher Kunstgegenstände im Oesterreichischen Museum hat vor Allem die Bestimmung, zu demonstriren, ob unsere heimische Industrie auf den betreffenden Gebieten fähig wäre, der ausländischen Concurrenz die Spitze zu bieten, denn in der That stünde gar sehr zu wünschen, daß die nicht unbeträchtlichen Ausgaben, welche seitens des Clerus und kirchlicher Wohlthäter in dieser Hinsicht gemacht werden, unserem eigenen Kunstgewerbe anstatt auswärtigen Fabricationsstätten zu Gute kämen. Wir wählen absichtlich den Ausdruck: Fabricationsstätten; denn nicht auf der Höhe der Kunstindustrie, sondern auf jener einer fast maschinenmäßigen Schablonenarbeit steht die vorherrschende Menge der banalen Statuen, Glasgemälde, Gefäße und Geräthe, welche man heute allerorts in unseren Kirchen angebracht sieht, Producte, die mit ihrem charakterlosen Dutzendwesen, ihrem Mangel an Kunstwerth überall unser Auge beleidigen und denen wir darum so häufig begegnen, weil die Fabrication dem geringen Kunstverständnisse so bequem entgegenkommt. Scheinbar viel billiger als wirkliche Kunstleistungen, augenblicklich fertig, „am

Lager" zu haben, durch Agenten, Handlungsreisende, Preiscourante, überall hin leicht vermittelt, vielleicht sogar gegen Tausch von altem Gerümpel der Kirche zu erhalten, das dann als Antiquitäten vortheilhaft an den Mann gebracht wird, stellt sich der Bezug dieser Dinge so einfach und angenehm dar, während es eine ganze Reihe von Beschwerden kostet, sich für ein neu zu schaffendes Werk erst zu entschließen, den Künstler ausfindig zu machen, mit ihm zu pactiren, auf die Vollendung zu warten ꝛc.

Diese geschäftsmäßige Praxis hat indeß unermeßlichen Schaden gestiftet, Schaden in mehr als einer Hinsicht. Der Zauber der Originalität, welcher vordem auch die bescheidenste Zierde des ärmsten Dorfkirchleins auszeichnete, ist damit der werthlosen Schablonenarbeit gewichen; die Vortheile, welche seit Jahrhunderten den Künstlern aus den Bedürfnissen der Kirchenausschmückung erwachsen waren, sind der kaufmännischen Speculation anheimgefallen, welche dafür zwar auch Künstler beschäftigt, ihre freie Erfindung und Phantasiethätigkeit aber unter die Abhängigkeit von commerciellen Interessen beugt und in's Joch der uniformen Dutzendfabrication zwingen muß, um auf ihren Vortheil zu kommen. Endlich, da jene Massenproduction vom Auslande ausgeht, wird den einheimischen volkswirthschaftlichen Verhältnissen damit beträchtlicher Eintrag gethan, abgesehen von dem moralischen Nachtheil, den diese Abhängigkeit von einer fremden und dabei schlechten Industrie mit sich bringt.

Die Frage, wie dem Uebel zu steuern, ist nicht ganz einfach zu lösen. Die Schwierigkeit liegt eben darin, daß die zu bekämpfende Production nicht blos eine fremde, sondern eine schlechte fremde ist. Um sie zu besiegen, wird es nicht genügen, eine gleich erstarkte und absatzfähige im Vaterlande an die Stelle zu setzen, sondern wir brauchen eine ebenso tüchtige im kaufmännischen Sinne, welche aber zugleich künstlerisch auf bedeutend höherer Stufe stünde.

Die Resultate der Ausstellung sind in dieser Beziehung gerade nicht die erfreulichsten. Was da zu sehen ist, liefert nur den Beweis, daß unsere heimische Industrie im Ganzen kaum auf besseres Lob Anspruch machen kann als die Münchener Fabrication, der wir ja begegnen wollen; daß sie künstlerisch nicht viel Besseres zu leisten im Stande ist als jene, andererseits aber, daß ihr in organisatorischer, commercieller und fabriksmäßiger Hinsicht die fremde noch weit überlegen ist, denn, was bei uns nur auf kleinliche Weise und von Einzelnen mühsam in's Werk gesetzt wird, hat dort bereits seit längerer

Zeit weit grossartigeren Zuschnitt und eine welthändlerische Inscenesetzung.

Wenn man die Sache auf den Kern untersuchen will, so muss man nicht bei den Erzeugern der Objecte stehen bleiben, sondern bei anderen Factoren anfangen. Ehe die Frage erhoben werde, ob unsere Kunstindustriellen durch Producte edlerer, künstlerischerer Art die auswärtigen Importfabricate besiegen könnten, ist es nothwendig zu prüfen, ob bessere Leistungen überhaupt absatzfähig sein würden, vorausgesetzt, dass ihre Hervorbringung in erwünschter Weise zu hoffen wäre. Und mit dieser Erwägung sind wir bei der Betrachtung über die Consumenten angelangt, welche weitaus die wichtigste in dem Falle sein dürfte. Denn aus ihrer Erörterung geht klar hervor, dass das Uebergewicht der Münchener Dutzendfabricate an Stelle selbstständig künstlerischer Erzeugnisse seine Erklärung eben nur in dem Rückgange der Kunstbildung bei den Bestellern kirchlicher Arbeiten findet, und dass sämmtliche unerfreuliche Erscheinungen auf in Rede stehendem Gebiete nur als die Frucht dieses Uebels zu betrachten seien.

Es besteht ja gewiss kein Zweifel darüber, dass unser Kunstgewerbe als Ganzes — ich habe hier nicht die kirchlichen Bedürfnisse und ihre Befriedigung für sich im Auge — seit dem Wiedererwachen des Studiums alter Style und Techniken, in Oesterreich also seit etwa 25 Jahren, enorme Fortschritte gemacht hat; aber es fragt sich, ob mit solchem Fortschritte der heutigen katholischen Kirche und ihren modernen Kunstbestrebungen das Willkommen geboten sei. Es verhält sich hier ja ganz anders als auf dem Gebiete des profanen Kunstgewerbes. Was letzteres betrifft, so hat bekanntlich die jüngste Reformbewegung fast sämmtliche Stylrichtungen der Vergangenheit, die Kunstweisen und Techniken so zahlreicher alter Völker, durchgemacht, schier von Allen Nützliches sich angeeignet, ist aber schliesslich bei einer gewissen Hauptrichtung verblieben, welche sich in dem ganzen bunten Mosaik als die dem Geiste der Jetztzeit am meisten zusagendste erwiesen, einer Stylfärbung, als deren Grundton die Renaissance inclusive aller ihrer Ableger, Seitenzweige und Fortsetzungen bis zum Empire angesehen werden kann. Es war das eine entschiedene Wendung und Neuerung gegen die Traditionen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in welchen dank der Einwirkung der Romantik den mittelalterlichen Tendenzen breiteste Basis gegeben war und dadurch auch im profanen Kunstgewerbe die Gothik überall prädominirte, und zwar jene schlechte Aufwärmung dieses Styles in missverstandenen, unconstructiven Formen, wie sie so

lange natürlich herrschen mußten, als man sich mit der bloß äußerlich decorativen Anwendung ihrer Formensprache begnügte, die wohl der patriotischen Begeisterung für diesen vermeintlich altdeutschen Kunststyl entsprochen hatte, aber erst eine spätere, klarere Epoche Studium und eingehende Ergründung seiner Gesetze angedeihen ließ. Als nun seit den Sechzigerjahren der Aufschwung des Faches kam, erfuhren natürlich die mittelalterlichen Stylarten so gut wie die übrigen in ästhetischer wie technischer Hinsicht gleichfalls eine gründlichere Erforschung und Imitirung; wir bilden z. B. einen gothischen Schrank heute sorgsam den noch erhaltenen Tischlerarbeiten dieser Gattung aus dem 15. Jahrhundert nach und bauen nicht eine Art phantastischer Ritterburg aus Holz, wenn es sich um ein derlei Möbel handelt; das richtige Verständniß ist also in dem profanen Kunstgewerbe auch für diese Style eingekehrt, obwohl der Geist der Zeit in der Hauptsache sich nicht ihnen, sondern denjenigen der recipirten Antike zugewendet hat.

Ganz anders steht es aber auf dem Felde des kirchlichen Kunstgewerbes. Ich habe schon den Zweifel angedeutet, ob denn der gegenwärtig in der katholischen Kirche herrschende Geschmack die so beschaffenen Fortschritte des Kunsthandwerkes brauchen könne? Und die Frage läßt sich keineswegs mit Ja beantworten. Die Kunstbestrebung in den Kreisen des Clerus hat ganz andere Bewegungen durchgemacht, oder besser gesagt, sie hat sich eben während des großartigen Aufschwunges der Profanindustrie nicht bewegt, das heißt, sie wurzelt heute noch in dem Boden der mittelalterlichen Romantik der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, und darum ist es eine Täuschung und ein Irrthum, wenn man glaubt, die gute moderne Kunstindustrie, welche sich seit dreißig Jahren von den Traditionen der Görres-Boisserée-Heideloff-Periode durch wissenschaftlich-technische und wissenschaftlich-kunsthistorische Fortschritte emancipirt hat, könnte diesem starr und gleich verbliebenen Kunstsinne unseres Clerus etwas Willkommenes entgegenbringen. Ein Irrthum und eine völlige Verkennung der Zustände wäre es, wenn man sich der Erwartung hingeben würde, daß dem Kunstgeschmacke unseres Clerus, wie er seiner Majorität nach zur Stunde noch ist, irgend welche Anstrengungen unseres Kunstgewerbes etwas liefern könnten, das ihm besser zusagen würde, als die obengedachte Münchener Fabrication, denn diese ist noch romantisch, nazarenisch, mittelalterlich geblieben.

Man kann weder erwarten, daß unser ausgezeichnetes, wohlgeschultes Kunstgewerbe seine glänzende Virtuosität im Charakter der Renaissance und der Barocke 2c. verleugnen werde und sich im Gewande

einer übelverstandenen, modernisirten, romantischen Gothik zum Nebenbuhler der Meyer'schen Kunstanstalt herabsetzen sollte, um dem herrschenden Geschmack zu entsprechen; man wird es auch für zu verständig halten, um zu glauben, daß es kirchliches Geräth in jenen bei dem Clerus verpönten Spätstylen schaffen werde, um seine Producte dann als Ladenhüter unverkauft wieder nach Hause schaffen zu können; man darf endlich sogar nicht gewärtigen, daß es sich zu der Concession verstehen könne, für kirchliche Zwecke gothisch zu arbeiten, das heißt in der Weise gut und echt gothisch, wie die moderne Industrie es heute durch ihr eifriges Studium im Stande wäre; denn auch damit hätte sie keine Aussicht auf Beifall aus jenen Kreisen, welchen eben nur eine sentimentale Gothik im bekannnten Herz Jesu-Bildergeschmacke, ein romanischer Styl à la Professor Klein u. dgl. zusagt, während eine kraftvolle Figur im Geiste Adam Krafft's oder Tilmann Riemenschneider's ihrer Empfindung nicht entsprechen würde.

Daraus geht aber hervor, daß es nicht das Kunstgewerbe ist, von welchem wir eine Besserung der Verhältnisse und einen siegreichen Kampf gegen die fremden Producte häßlicher Heiligenfiguren und sonstigen romantischen Dutzendplunders der Kirchenausstattung erwarten dürfen, sondern daß die Reform von der Kunstbildung des Clerus ausgehen muß. Es muß vor Allem das unberechtigte Vorurtheil der nazarenischen Anschauung beseitigt werden, daß es Style giebt, welche kirchlich sind, und andere, welchen der Makel des Unkirchlichen anhaftet. Der Clerus muß wieder lernen, klar in die Vergangenheit der kirchlichen Kunstentwickelung zurückzublicken, um zu sehen, daß jeder der Style, welche es seit dem Bestande der Kirche gegeben, geradeso kirchlich gewesen ist als irgend ein anderer; daß an dem bloßen allgemeinen Stylgepräge einer Kunstart keineswegs der Begriff der kirchlichen Eignung klebt, sondern daß es sich lediglich um Geist, Empfindung und Intention handelt, auf daß aus jeglichem dieser Gefäße der religiöse Inhalt durchleuchte. Denn, welcher Vernünftige möchte behaupten, daß die sündige Renaissance in der Pietà des Michel Angelo, daß die übelbeleumundete Barocke in derjenigen Raphael Donner's nicht Kunstwerke von mindestens ebenso kirchlichem Geiste hervorgebracht habe, als irgend eine unvollkommene Altarschnitzerei des 15. Jahrhunderts? Der moderne Clerus, der doch gar consequent in anderen Dingen die Anschauungen früherer Repräsentanten seines Standes acceptirt, vertheidigt und zu den seinen macht, bloß weil sie der Kirche entstammen, deren Gesinnungen von ihren Söhnen nicht desavouirt

werden dürfen, sollte doch nicht so unlogisch sein, nun mit einemmale seinen Vorgängern seit drei Jahrhunderten entgegenzutreten und damit an den Tag zu legen, daß sich seit 1500 circa, ja länger, Päpste, Cardinäle und Clerisei in dem bedauerlichen Irrthum befanden, eine Kunstrichtung zu kirchlichen Zwecken zuzulassen, ja zu begünstigen, zu bewundern, zu bejubeln, welche heute als Verirrung von derselben Kirche verurtheilt wird! Wer hat denn jene weiten Kirchenräume gebaut mit den stolzen römischen Formen, von denen die moderne Kirchlichkeit in Kunstsachen klagt, daß sie wie Festsäle aussehen, aber nicht zur Andacht stimmen wie die grauen Spitzbogengewölbe gothischer Dome? Die römische Kirche. Wer hat ihre Decken denn mit fröhlichen Malereien schöner, heiterer Himmelsbewohner geschmückt, in denen die Verehrer magerer, gothischer Heiliger heute sinnenberückenden Theaterpomp erblicken? Jener Jesuitenorden, welcher die halbe Welt aus dem protestantischen Schisma der alten Kirche wieder zurückgab. Und diese wahrlich klugen und ernsten Priester sollen in der Kunst kein Gefühl dafür gehabt haben, was kirchlich in ihrem Schaffen ist und was nicht? Sie waren nur einfach muthiger und thatkräftiger als ihre Nachfolger. Sie ließen sich im Kampf mit der anders gewordenen Zeit eben auch mit den neuen Waffen ein und verstanden es, auch in das neue Gefäß den alten Geist zu gießen, die Epigonen aber flüchten sich in alte, ausgelebte Formen zurück, die ihnen zusagen, weil sie einstmals den ihnen willkommenen Geist beherbergten.

Der Clerus muß sich, wenn die zeitgenössische Kunst wieder ein lebenskräftiges Element für die Kirche werden soll, emancipiren von dem traurigen Wahn, daß sinnliche Schönheit etwas Unvereinbares wäre mit der religiösen Würde des Kunstwerkes, daß in mumienhafter Grämlichkeit und antiquarischer Seltsamkeit das Geheimniß der Heiligkeit stecke. Die alte Kirche hat nie übersehen, daß durch die Pforte der Sinne der Weg zu Herz, Geist und Gemüth gehe; sie schmückte diese Pforte mit Blumen und ließ nicht greuliche Gespenster an ihr Wache stehen. Sie ließ edle Kunst durch diese Sinnenpforte in die Seele einziehen und dort verkünden, was sie ihr zu sagen aufgetragen, und handelte so mit weiser Menschenkenntniß; der häßliche archäisirende Spuk aber ist eine Unklugheit. Er gewinnt kein Gemüth, dem die Sonne der Schönheit je aufgegangen; Derjenige aber, dem jene Schemen gefallen, ist soweit vom reinen Ideale des menschenfreundlichen, freudigen Christusglaubens entfernt, daß in ihm die Kirche selber wohl nur einen zweifelhaft kräftigen Kämpen für ihre Sache gewinnen dürfte.

Die Kirche muß eben rechnen lernen mit dem Geist und auch mit dem Kunstgeist ihrer Zeit. Ihre Vorgänger haben es wohl verstanden, von der Kunst der Katakomben an, welche sich römisch-heidnischen Typen assimilirte, bis zu der süßen Magdalena des Correggio und den graciösen Madonnen der Schule Canova's. Da waren Rubens' fleischige Weiber nicht zu sinnlich, um Heilige daraus zu machen, und die Gestalten der spanischen Maler nicht zu realistisch. Man vergönnte jeder Zeit, jedem Volk, sich das Ideal in ihrer Weise zu denken; nur die moderne Kirche will uns in der Kunst gewaltsam zurückschrauben, um vier bis sechs Jahrhunderte, und erzielt hiermit nichts Anderes, als daß das ohnehin skeptische Geschlecht, dem längst klare Begriffe aufgegangen sind und eine feine, reinere Geschmacksbildung zu Theil geworden, sich von solchem Cultus nur noch mehr abwendet.

Wenn uns aber derartige Gedanken erfüllen, welchen Eindruck vermag dann noch eine Ausstellung moderner kirchlicher Kunstgegenstände auf uns zu machen, welche nicht den geringsten Versuch zeigt, einen neuen, besseren Geist in dem Gebiete heraufzubeschwören und lediglich in dem Fahrwasser gothischer, geschnitzter Heiligenfiguren und Altäre, Kirchengefäße, Glasgemälde, Stickereien &c. in dem bekannten Charakter schwächlicher, modernisirter Imitation des Mittelalters fortmacht, wie das so hergebracht ist in Kreisen von Industriellen und Künstlern, die da seit Jahren ihr Geschäft zu machen gewohnt sind, ohne mit der Bewegung der zeitgenössischen Kunstthätigkeit draußen Fühlung zu haben? Eine Ausstellung solcher Art beweist nur, daß es bei uns beim Alten geblieben ist, daß wir den Münchenern keine empfindliche Concurrenz entgegenzusetzen im Stande sind — selbst nicht auf deren eigener verwerflicher Bahn — ferner aber, daß der Altmeister des österreichischen Museums, Eitelberger, gar wohl gewußt hatte, warum er die auf diesem Boden nöthigen Reformen mit Vorträgen über kirchliche Kunst für die jungen Cleriker in's Werk setzen wollte. Hier muß der Hebel angesetzt werden, aus dem Nachwuchs der Priesterschaft muß der Irrwahn von dem Ideal der mittelalterlichen Formenbeschränktheit ausgerottet werden, hier muß das Kunstgefühl der katholischen Kirche wieder jener freien, edlen Menschlichkeit, jenem humanistischen Liberalismus zugelenkt werden, der sie in Sachen der Kunst einst zur Führerin der ganzen Welt gemacht hatte; hier sind die häßlichen, gothischen und romanischen Caricaturen zu entfernen und Sinn für Schönheit wieder einzubürgern, dann erst kommen die Industriellen des Kunstgewerbes und die Ausstellungen! Wenn nur das Verständniß von Seiten des Clerus vorhanden wäre,

wenn nur die Kirche sich zu der Erkenntniß aufraffen könnte, daß man im Styl des Rococo gerade so gut katholisch sein kann, wie im romanischen; an Künstlern und Kunsthandwerkern würde es nicht fehlen und dazu an besseren, als diese geistlosen Schablonenarbeiter des herkömmlichen mittelalterlichen Schemas sind.

Wenn man Umschau hält, was für Richtungen gegenwärtig auf dem Markte des kirchlichen Kunstgewerbes vorkommen, Richtungen, die auch unsere Ausstellung complet vertritt, so macht man folgende Wahrnehmungen.

Gehört auch weitaus das Meiste jener modernisirten Mittelalterlichkeit, der steifen Architektengothik vorzugsweise an, die in den katholischen Rheinlanden gezüchtet wurde und allmählich alle kirchlichen Kunstvereine, Paramentenvereine u. dgl. sich unterthan gemacht hat, so vegetirt daneben doch sogar noch diejenige ältere Richtung fort, welche eben der romantische Enthusiasmus verdrängen wollte. Sie zeigt sich in gewissen Gürtler- und Vergolderarbeiten, in denen Formenreminiscenzen des absterbenden Rococos und des Empires wenig erfreulich zu Tage treten. Dergleichen Waare geht besonders aus kleineren Geschäften noch hervor, die allen Kunstbewegungen ganz fern geblieben sind, namentlich in den Provinzorten; sie haben ihren Absatz folgerichtig bei dem Landclerus älteren Schlages, der sich seinerseits ebenfalls um ästhetische und stylistische Fragen des kirchlichen Lebens nicht gekümmert hat. Hölzerne, geschnitzte Altarleuchter mit plumper Vergoldung, detto Blumenvasen, Ewige Lichtlampen &c. in rohverschlechterten Formen vom Ende des 18. Jahrhunderts charakterisiren diese Production, deren Absatzbedeutung jedoch eine geringe ist. Weitaus die Mehrzahl des Clerus huldigt dagegen der gothischen Schablone mit all' ihren Fabriksartikeln und Surrogaten, wie sie eine schnöde Speculation in Massen auf den Markt geworfen hat.

Die gothische Architektur nimmt mit einer zierlichen, dabei aber nichtssagenden Decoration vorlieb, die vor Allem recht nach dem Lineal und Zirkel sein muß und so zur Schablone genügt. Die Hauptsache liegt im figuralen Schmuck, das heißt in den bemalten Holzstatuen und Reliefs. Charakterlos und ohne Lebenswahrheit, ohne Ausdruck und Kraft stehen dann die leeren, hohlen Schemen mit den Idealköpfen der nazarenischen Schule da und trauen sich nicht anzuzeigen, für welche Ideen sie geschaffen sind. Das Kindlein Jesu lacht nicht wie ein schönes glückliches Kind, in der Erinnerung an seine Idealität bringt das Gesichtchen es nur zu einer kalten Miene; der Heiland mit dem welt-

liebenden Herzen schaut uns mit einem Mentorgesicht an und die Mater dolorosa, anstatt sich dem namenlosen Schmerze zu überlassen, macht das strenge Gesicht einer hochwürdigen Oberin in einem Nonnenkloster. Dazu blasse, fade, kranke, unmögliche Farben, langweilige Draperien — es ist die künstlerische Trostlosigkeit in höchster Potenz, wie kein Zeitalter etwas Mattherzigeres und Ideenärmeres zu Stande gebracht hat! Das wahre Bild einer totalen Versandung des Stromes der Kunst, der einst gerade durch den Garten der Kirche in vollen Wogen hingeflossen war!

Zu solchen Figuren mit käseweißem Fleischton, Gewändern in Blaßrosa, fahlolivengrün, bleichem Lila und sardellenartigem, schillerndem Silberglanze, kurz den scheußlichsten Farben, welche die Palette nur aufzutreiben vermag, gesellen sich als Krone vor Allem die Glasgemälde. Auch dieses einst kostbarsten Schmuckes hat sich die Marktindustrie bemächtigt, sie werden immer billiger und immer unkünstlerischer und banaler. An Stelle der alten Naivetät der Composition und Zeichnung ist steife Correctheit und Leere getreten, die dargestellten Figuren haben etwas Marionettenhaft-Charakterloses, die Ornamente sind von öder Congruenz und Langweiligkeit, dazu kommt noch die Disharmonie der schreienden Glasfarben. Und so geht es fort durch alle Kategorien von Kirchengeräthen: die heiligen Gefäße und die Mobilien im Gotteshause, alles hat das Wesen einer lieblosen Fabrication, überall begegnen uns allgemeine Formen, abgeleierte Ornamentik und nichts als Schablone; nirgends blickt uns ein Zug von Individualismus und Originalität an, nirgends schaut das Ich eines Künstlers, die Seele des Schöpfers aus einem der Kunstwerke heraus; was wir sehen ist nichts, nichts als gothische Uniform, als wenn es an diesen allgemeinen äußerlichen Abzeichen schon völlig genug wäre, wenn man kirchlich schaffen wollte!

Vereinzelt, jedoch nicht allzuselten, stoßen uns ferner gewisse Bestrebungen strengsten und dabei correcten Archäologisirens auf. Die eben geschilderte Gothik könnte man gewissermaßen die heute allgemein herrschende kirchliche Mode nennen, welcher die große Menge nachläuft, weil das Geschrei von ihr allüberall ertönt und der selber Rathlose froh ist, hiermit die kirchliche Stylfrage so bequem gelöst zu finden, und seine aus dieser Richtung sich ergebenden Bedürfnisse von der Marktindustrie auf das bequemste und wohlfeilste befriedigt werden.

Es giebt aber hier und da höher gebildete kunstverständige Kirchenfürsten, denen die Zierde der Gotteshäuser warm am Herzen

liegt und die daher sehr große Anstrengungen für die Sache machen. Sie haben Geschmack genug, um einzusehen, daß die modernisirte Gothik unserer Architekten, die schlechte Plastik, die Dutzendglasmalereien tief unter der alten Kunstpracht stehen; sie glauben das Richtigste zu thun, wenn sie mit gewaltigen Kosten, mit strengster Genauigkeit alte Werke copiren lassen. So bewundern wir auf unserer Ausstellung eine Infel, welche genau einer Erfindung Dürer's und ein Meßkleid, welches jenem des heiligen Willigius aus dem 10. Jahrhundert sorgfältig nachgemacht ist. Wir haben allen Respect vor der Kunstliebe solcher Priester, vor der wissenschaftlichen Gründlichkeit, mit der sie die Sache anpacken, sowie endlich vor der gediegenen Leistung jener Imitationen, jedoch etwas Lebendiges, etwas Gesundes im Sinne einer zeitgenössischen Kunstthätigkeit wird damit nicht erreicht. Der Vorgang ist ein zu wissenschaftlicher, um ein echt künstlerischer sein zu können, wir leugnen ihm keineswegs manches Verdienst ab, doch bleibt er ein Curiosum, eine Caprice, welche aus echt künstlerischem Sinne nicht entsprossen ist.

Die verschiedenen Tendenzen, welche wir hiermit gekennzeichnet haben, stimmen in dem überein (so viel Abweichungen unter ihnen auch zu bemerken sein mögen), daß ihnen allen das moderne Kunstgewerbe gleicherweise fernsteht. Sein Gepräge ist gegeben und entschieden durch den Geist der Gegenwart; wenn es sich in den kirchlichen Dienst im Sinne der geschilderten Geschmacks- und Stylrichtungen begiebt, so muß es heucheln, muß es eine seinem innersten Wesen fremde Larve vorstecken.

Unser wieder grünend gewordenes Kunstgewerbe, vom Geiste des 16. und der nachfolgenden Jahrhunderte erfüllt, gleicht einer lebensfrischen, lebensfreudigen Schönen; in derlei kirchlichen Ausstellungen aber gleicht es dieser Schönen, wenn dieselbe Weiß auf die Wangen gelegt, eine schwarze Robe angethan, das Gesicht in ernsthafte Falten gebracht hat und das Gebetbuch in den Händen zur Messe schleicht.

Dem Allen fehlt die Wahrheit, die Ueberzeugung. Ja, wenn es möglich wäre, daß unsere erstarkte Kunstindustrie in derselben Formensprache und mit derselben gesunden Freudigkeit, mit der es profanen Aufgaben nachkommt, auch kirchliche besorgen würde; wenn auf der anderen Seite der Clerus, wie vormals, von der Kunst nicht verlangen würde, daß sie sich des Kleides ihrer Tage entäußere, wenn sie in's Gotteshaus treten will, und statt dessen in einer unwahren alter-

thümlichen Maske dort zu erscheinen habe; wenn, wie einst, Lesepult auf dem Chore und Kleidertruhe im Hause, Kelch und Innungspocal, Casula und Hochzeitskleid Leistungen desselben Kunsthandwerkes, desselben Styls sein könnten, nicht aber das Eine sich in affectirter Alterthümlichkeit heiliger vorkäme als das Andere, dann erst könnte man eine „Ausstellung moderner Kirchengeräthe“ ꝛc. mit Wohlgefallen und Vergnügen betrachten. Ob es wohl noch so kommen mag?

Der Einsiedler von Taur.

Ein Beitrag zur Kenntniß des Einsiedlerwesens in Tirol von J. C. Maurer.

Unweit dem Salinenstädtchen Hall in Tirol, am steilen Abhange des nördlichen Kalkgebirges, schimmert am waldigen Rande einer Bergschlucht ein Kirchlein mit einem kleinen Haus daneben in's Thal herab; darüber schaut aus dem Tannengrün ein altes halbzerfallenes Gemäuer hervor. Es ist das Kirchlein zu St. Romedi, jene Mauern aber sind die Reste der landesfürstlichen Burg Taur, in welcher die Herzogin Margaretha Maultasch einst Hof gehalten.

Unser Besuch dort oben gilt jedoch heute nicht der schönen lebenslustigen Herzogin, sondern wir wandern den Schloßhügel hinauf zum Bruder Felix, dem „Taurer Einsiedler", der noch vor wenigen Jahren dort hauste, und dessen Obhut Capelle und Einsiedelei anvertraut war.

Ich kann mich seiner noch wohl erinnern, wie er in der braunen Kutte mit dem Scapulier darüber, einen Zwilchsack über der Achsel und einen breitkrämpigen groben Strohhut auf dem Haupte barfuß „auf die Sammlung" ging, um von den mildthätigen Bauern Eier, Butter, Schmalz, Mehl und andere Lebensmittel einzuheimsen. Als Entgelt dafür ertheilte er ihnen dann nicht nur seinen Segen, sondern gab ihnen noch obendrein in geistlichen wie leiblichen Anliegen gar manchen guten Rath, der oft wunderbar geholfen haben soll. Denn Felix war nicht nur ein frommer, viel erfahrener Klausner, sondern verstand auch nicht wenig von Wurzel- und Kräuterwerk, das in der Wildniß wächst, und für Menschen und Vieh heilsam ist. Deshalb stand er als geistlicher Wunderdoctor in weitem Umkreise bei den Bauern

in nicht geringem Rufe, und seine Anhänger schenkten ihm größeres Vertrauen als ihrem Dorfchirurgus.

Kam man aber zu ihm hinauf, fand man im Alten keinen finsteren Kopfhänger; im Gegentheil war er stets guter Laune und wußte gar schöne und erbauliche Geschichten zu erzählen, bei denen es an wundersamen Dingen nicht fehlte. Dahin gehört vornehmlich die Geschichte seines Kirchenpatrones, des heiligen Romedius mit dem Bären, welche er mit großer Vorliebe zum Besten gab.

„Romedius, welcher beiläufig um die Zeit Karl's des Großen gelebt haben soll," so berichtete Bruder Felix, „war ein jüngerer Sohn aus dem mächtigen Geschlechte der Grafen von Taur im Innthal und hatte in seiner Jugend nach damaliger Junkersitte ein gar lockeres und lustiges Leben geführt. Da befand er sich eines Tages mit einem Freunde auf der Jagd im Gebirge, als ein heftiges Gewitter herankam, und Letzterer plötzlich, von einem Blitzstrahl getroffen, todt neben ihm niedersank.

Dieses Ereigniß machte auf den leichtfertigen Junker einen solchen Eindruck, daß er auf einmal seinen Sinn änderte und den Entschluß faßte, der Welt zu entsagen und sich in die Einsamkeit als Klausner zurückzuziehen.

Um diesen Vorsatz auszuführen, bestieg er nun eines Morgens sein Rößlein und trabte heimlich fort aus der Burg seiner Väter, hin gegen Wälschland, bis er in die Wildnisse des Nonsberges kam. Dort gefiel es ihm, dort beschloß er zu bleiben.

Er baute sich also im dichten, dunklen Urwald eine Hütte und ein Kirchlein aus Baumrinden, vertauschte das Ritterwams mit der rauhen Einsiedlerkutte und begann bei Gebet und frommer Betrachtung ein gottgefälliges Leben zu führen. Wurzeln und Kräuter waren seine Speise, sein Trank frisches Quellwasser.

So hatte er schon lange Zeit in der Einöde zugebracht, ohne daß ihm eine Störung oder ein Ungemach widerfahren wäre. Doch als er einst eben wieder vor dem Altare die Vesper sang, kam plötzlich ein Bär aus dem Dickicht des Waldes hervor und fraß dem frommen Klausner sein Rößlein auf, welches ruhig auf einer Blöße neben dem Kirchlein geweidet hatte. Dieser Verlust seines treuen Thieres traf den Gottesmann allerdings sehr hart, indessen wußte er bald Rath und ging dem ungeschlachten zottigen Gast für seine Frevelthat energisch zu Leibe. „Weil du, o Unhold," redete er ihn an, „mir meinen Gaul zerrissen, sollst von nun an du selbst mein Reitthier sein."

Der Bär brummte zwar anfangs ob dieser ungewohnten Zumuthung, jedoch durch die Wunderkraft des Romedius bezwungen, fügte er sich bald, Sattel und Zaum zu tragen, und sich gleich einem Pferd besteigen zu lassen. Auf diesem sonderbaren Reitthier zog nun der Klausner weiter im Nonsberg und dem umliegenden Gebiet umher, wo damals noch Heiden wohnten, denen er das Evangelium predigte. Während dieser Reise geschah es, daß eine gewaltige Schneelawine von der Höhe des Gebirges herabkam und unseren Glaubensboten sammt seinem Bären zu verschütten drohte. Aber auf ein Wort des frommen Mannes hielten kaum drei Schritte von ihm entfernt die rollenden Schneemassen in ihrem Laufe inne, und ließen Bären und Reiter ungehindert hindurch.

Dieses wunderbare Ereigniß wie die Bekehrung vieler Heiden, welche sich von ihm taufen ließen, verschafften ihm bald den Ruf eines Wunderthäters in der ganzen Gegend, so daß er, nach seiner Klause zurückgekehrt, jetzt nicht mehr wie vordem in stiller Verborgenheit fortleben konnte. Mit der Zeit gesellten sich nun auch einige andere gleichgesinnte Männer zu ihm, welche als Eremiten in seiner Nähe sich ansiedelten. Vereint mit diesen baute er deshalb an der Stelle, wo sein baumrindenes Kirchlein gestanden, ein Kloster, in welchem er, nachdem er viele Jahre dessen Vorsteher gewesen, sanft und selig verschied. Wer Lust hat, in den Nonsberg zu wandern, kann den alten Bau heute noch ansehen; es heißt nach seinem Stifter das Kloster San Romedio."

Ich hatte diese Erzählung oft schon von Felix gehört, als er einst mich einlud, seine Einsiedelei zu besuchen, was er früher nie gethan hatte.

„Das Haus ist gleichsam ein Kloster," bemerkte er dabei, „und steht unter strenger Clausur, so daß kein Weibsbild hier eintreten darf. Aber auch von Mannsleuten laß ich nicht jeden Besten herein, sondern nur die, so mir recht sind, und die ich zu meinen Freunden zähle."

Ich verstand gar wohl, was dieser Wink zu bedeuten habe, und überließ mich in gerechter Würdigung der mir widerfahrenen Auszeichnung seiner Führung.

Durch ein Gärtchen, in welchem neben sorgfältig gepflegtem Gemüse prachtvolle Rosen und Nelken blühten, gelangten wir in eine rußgeschwärzte Hausflur, welche mit einem Herde versehen war, und zugleich als Küche diente. Von dort führte rechter Hand eine Thür in des Einsiedlers Wohnzimmer, eine getäfelte Stube mit einem riesigen grünen Kachelofen. In einer Ecke über dem schweren Eichenholztisch hing ein

Crucifix mit brennendem Lämpchen davor, daneben über dem Fenster las man die Inschrift:

„O wie sueß seynd die Wildnussen!
Die Stadt ist mir ein Gefaengnus,
und die Einöt ein Paradeyß.“

In einer anderen Ecke stand eine kleine Hobelbank, an der Felix seine vielen Mußestunden ausfüllte.

Hart an diese Stube stieß eine enge, kaum sechs Fuß breite Kammer, welche dem Klausner als Schlafgemach diente. Im Hintergrunde derselben bemerkte man einen offenen hölzernen Sarg, an dessen Fußende Beelzebub, an dessen Kopfende der Tod mit der Sense auf das Wandgetäfel gemalt war.

Hier schlief Felix an heiligen Zeiten und Bußtagen, während ihm für gewöhnlich eine alte Bettstelle mit Strohsack und Decke zum Nachtlager diente, die sich gleichfalls in der Kammer befand.

Auf dem Fensterbrett fand ich einige Bücher, deren eines ich aufschlug, um in die Lectüre meines alten Freundes Einsicht zu nehmen; es war ein lateinisches Mönchsbrevier.

Auf meine Frage, was er damit anfange, erwiderte er, daß er aus demselben die Hora singe, wie es den Mönchen vorgeschrieben sei.

„Aber Bruder Felix!“ platzte ich heraus, „warum könnt Ihr nicht deutsch singen? Versteht Ihr denn Latein — —?“

Er schüttelte verneinend das graue Haupt und lächelte.

„Versteht's die Drossel im Wald draußen, was sie singt?“ entgegnete er.

Es lag ein tiefer Sinn in dem Vergleich, wenn er ihn auch nur andeutete.

Nachdem wir noch eine Weile über dies und jenes, was seinen Stand betraf, geplaudert hatten, führte er mich noch in den übrigen Räumen seiner „Clausur“, sowie in dem Gärtchen herum und zeigte mir dies und jenes, um mir, wie er sich ausdrückte, wenigstens einen Begriff von dem Leben eines Einsiedlers beizubringen.

Während dessen neigte sich die Sonne allmählich zum Untergange, und ich äußerte den Wunsch, noch in die Schloßruine hinaufzusteigen, um dort etwas Umschau zu halten.

„Kommt, ich werde Euch begleiten,“ sagte der Alte darauf schnell entschlossen, „es giebt noch manches zu sehen da droben, was Ihr allein kaum beachten würdet.“

Mit diesen Worten schritt er mir voran und wir klommen hinter der Einsiedelei den steilen Hügel hinan und befanden uns nach wenigen Minuten auf den verfallenen Trümmern der einstigen Fürstenburg, aus denen heute grünes Strauchwerk und schlanke Fichten emporwachsen.

Nur wenige Mauern, darunter ein Thorbogen, mit den Resten eines runden Thurmes und die mit Gestrüpp überwucherten Kellerräume sind noch sichtbar. Hallen und Gemächer sind verschwunden, die Gewölbe längst eingestürzt und auf ihrem Schutte breitet sich grüner Moosteppich mit üppigem Farnkraut und dem stacheligen Gestrüppe der Brombeeren aus.

Als die Abenddämmerung sich hereingesenkt hatte und die gegenüberliegenden Schroffen des Glungezzer sich im ersten Alpenglühen rötheten, sagte der Waldbruder, nach dem Bergkamm emporblickend:

„Es wird spät, ich muß hinunter zum Aveläuten. Gehabt Euch wohl und besucht mich wieder, wenn Ihr das nächste Mal heraufkommt.“

Mit diesen Worten verließ er mich.

Ich stand allein auf der Ruine. Ein duftiger blauer Schleier lagerte sich allmählich über dem Walde und der romantischen Bergschlucht, welche hinter der einstigen Burg sich gegen das Hochgebirge hinanzieht.

Aus ihrem Felsengrunde rauschte der Wasserfall herauf und der kühle Abendwind fächelte leise in den schlanken Wipfeln der Tannenbäume.

Von der Einsiedelei zu St. Romedi aber klang hell und klar das Glöcklein des Klausners in den stillen Abend hinaus: Ave Maria.

Von den ersten Thatsachen des Bewußtseins.

Ein Beitrag zur Erkenntnißlehre von Dr. Theodor Loewy.

I. Die Inhalte als erste Thatsachen.

Es giebt selbstverständliche Thatsachen, über welche in Staunen zu gerathen, selbst Staunen hervorrufen würde. Wenn ich mich in Sorgen stürzen wollte, weshalb Roth roth sei, so würde mir Jedermann sagen, diese Bekümmerniß sei müßig. Wir nehmen Roth hin, wie es ist, und fragen nicht, warum Roth roth und nicht etwa blau sei. Daß Roth nicht Blau ist u. dgl., ist etwas ganz Selbstverständliches.

Wenn es gelänge, alle Bedenken so weit zu klären, daß man sich vor derart selbstverständliche Thatsachen geführt erachtete, wie die, daß etwas so ist, wie es ist, dann würde Einhelligkeit in die Betrachtung der Dinge kommen.

So sein, wie es ist, darunter müßte man bei allem und jedem nichts weiter verstehen, als daß man für irgend etwas nicht etwas Anderes nehme, sondern jegliches Mögliche gerade nur in der Weise, wie man es eben nimmt; daß man also nur nicht aus Einem Zweierlei mache, oder umgekehrt, aus Verschiedenem Einerlei. Wenn demnach oben von Roth die Rede war, so nimmt man dieses nur als Roth, und dazu gehört gar nichts weiter. Man darf dabei noch durchaus nicht wissen sollen, wie es in der Muttersprache oder einer fremden Mundart heiße, ob es eine Farbe sei, ob es andere Farben gebe, ob man Roth sehe oder wahrnehme, ob es aus der Ferne komme, an einem Dinge hafte, aus Aetherschwingungen entstehe, ausgedehnt sei u. dgl. mehr. Was Roth sei, diese Frage ist schon ein Zweifel, wenn sie z. B. einen der eben angeführten Punkte betrifft. Sie ist aber völlig zweifel-

los für jeden, wenn er nichts derartiges fragt, sondern nur Roth, wie es für ihn ist, betrachtet und nun dieses Etwas ganz allein als dieses faßt. Ist Roth für Jemand nicht vorhanden, wie für einen Blinden, so hört alles davon auf. Ist es aber gegeben, wie für einen Sehenden, so ist es irgend etwas oder irgend wie. Dieses so gänzlich rein gefaßte Roth, dieses Etwas, will ich einen Inhalt nennen.

Diesen Ausdruck möge man nicht in der Bedeutung nehmen, wie man etwa sagt, ein Gefäß habe einen Inhalt; ein Raum habe einen Inhalt; so daß man zu diesem Inhalt sofort auch etwas dächte, das ihn einschlöße, und dessen Inhalt er wäre. Dieser Inhalt sei, wie oben Roth, die möglichst selbstverständliche, durch das Wort blos anzudeutende Thatsache, welche von nichts Anderem begleitet sein soll. Ein Nadelstich etwa ist sehr bekannt, denn jeder weiß, was ihm bemerklich ist, wenn ihm eine Nadel in den Finger sticht. Es tritt etwas auf, was man eine Schmerzempfindung nennt. Dieses Etwas ist der Inhalt, den ich fassen kann. Nicht die Nadel, die sticht, nicht der Finger oder der Ort, wo gestochen und der Schmerz empfunden wird, sind der Inhalt; der bemerkte Schmerz allein ist der Inhalt. In derselben Weise kann auch ein Ton rein als Inhalt gefaßt werden. Ich höre etwa weitab den Pfiff eines Dampfwagens. Dieser Pfiff ruft nun zwar sofort die Gestalt der Maschine, den aufsteigenden Dampf und vieles Andere hervor: es ist, als sähe ich die Locomotive, als röche ich den Qualm, als würde mein Ohr erschüttert, aber alles dies ist nicht der Pfiff. In dem Pfiff selbst liegt gar nichts von alledem. Dieser Inhalt ist nicht das Wort „Pfiff“, ist kein Dampfwagen, kein Qualm, kein Ohr; alle diese können sein, ohne daß ein Pfiff wäre; derselbe ist nichts Anderes, als das, was ich als den Pfiff bezeichne, und das derjenige kennt, welcher in die Lage kam, es je zu hören. So ist auch der Duft einer Rose ein Inhalt, aber nur der Duft, nicht die Rose ist damit gemeint. Desgleichen ist ein Geschmack, z. B. der des Essigs, ein Inhalt, aber nicht die gelbe Flüssigkeit ist damit gemeint u. s. w. Jeder Grad der Kälte und der Wärme, jeder Druck, alles was die Sinne geben, wie wir sagen, kann als ein Inhalt gefaßt werden.

Es ist eine Meinung, daß man keinen Inhalt aufweisen könne, der nicht durch Beziehungen zu anderen Inhalten erst das werde, als was wir ihn nehmen. Dem mag sein wie ihm wolle. In welcher Weise immer irgend ein Inhalt von einem beliebigen anderen abhängig sein möge, ob ihn jener erzeuge, verändere oder sonst mit ihm etwas vornehme; man ist dennoch in der Lage, jeden Inhalt jedesmal so zu

fassen, wie er sich gerade dieses eine Mal giebt oder erweist. Ich weiß nicht und muß nicht wissen, ob Roth andere Farben bei sich haben müsse, um mir roth vorzukommen; ich weiß gar nicht, ob ich es sehen, ja überhaupt dabei sein muß, wenn just ein Roth, so wie es ist, an meinem Bewußtsein vorbeizieht, wie man sich ausdrückt. Alles, was dieses Roth ausmacht, ist roth, dieses Roth; und alles Andere, was zu ihm in irgend welchen Beziehungen steht, wird, für sich betrachtet, stets von gleicher Bestimmtheit sein. Wird irgend welch' ein gegenseitiges Abhängigkeitsverhältniß zwischen Inhalten angenommen, so wird es, wie es immer gedacht werden möchte, nichts daran ändern, daß jeder Inhalt so ist, wie er ist, oder, wenn man diese Ausdrucksweise vorzieht, die in nichts vorgreifen soll, daß jeder Inhalt sich Jedem in jedem Male so zeigt, wie er sich eben zeigt.

Wie man dazu gelange, etwas als Inhalt für sich zu betrachten, ist eine Angelegenheit, die ein Gegenstand sorgfältiger Untersuchungen sein mag, die aber selbst schon mehr Aufwand erfordert, als hier gemacht wird, wenn von diesen Inhalten die Rede ist. Welche Wege man einschlägt, Inhalte abzusondern, und welche Mittel man anwenden muß, sie auseinanderzuhalten, alles dies rüttelt nicht daran, daß wir Inhalte bemerken. Nur um diese handelt es sich zunächst. Man mag auf jede mögliche Weise zu ihnen gelangt sein; wenn man zu ihnen gelangt ist, wie sie sodann sind, dies allein ist die gegenwärtige Angelegenheit.

Es erschiene vielleicht als erforderlich zu untersuchen, ob ein Inhalt hierbei ein besonderer sein müsse oder ein allgemeiner sein könne. Allein jeder Inhalt ist immer zunächst dieser Inhalt selbst; was und wie er auch sei, so ist er doch nur stets dieses Was und Wie; und als dieses Was und Wie ist er bestimmt, ob er nun allgemein oder besonders, abstract oder concret genannt werden könnte.

Jedoch wäre freilich zu erörtern, ob es denn nur bestimmte Inhalte und nicht auch unbestimmte gäbe; und was diese wären, da ja vieles unbestimmt gelassen werden müsse und auch so genannt werden dürfe.

Man nennt aber unbestimmt, was dennoch als Inhalt bestimmt ist. Wenn der Himmel eine Farbe hat, die man unbestimmtes Grau nennt, z. B. in der Morgendämmerung, so ist der Inhalt, die Farbe, wie sie ist, nicht unbestimmt, sondern der Name, den man ihr geben könnte, ist es vielleicht, die Classe der Farben, in die man sie reihen möchte u. dgl. Wenn ich ein unbestimmtes Gefühl habe, so ist der

Gefühlsinhalt nicht unbestimmt, wie ich ihn habe; sondern ich weiß nur nicht, ob er gleich ist einem anderen, den ich besaß, oder welche anderen Erscheinungen mit ihm verbunden sind, ihm vorangingen, ihm folgen werden, oder wo ich dies Gefühl hinthun soll, als der Classe, zu der es gehört, oder wo es in meinem Leibe auftritt, oder wie ich es nennen darf. Die Unbestimmtheit in dieser Bedeutung ist nur durch eine Mehrheit von Inhalten hergestellt, wie etwa durch den Versuch, von einem Inhalt zu einem Inhalt überzugehen; diese sind aber alle ebenfalls bestimmt; unbestimmt ist dabei nur, welcher Inhalt derjenige sei, von dem wir annehmen, er würde dem gegenwärtigen ganz gleichen oder ihm irgendwie zugehören. Diese Unbestimmtheit ist also nur Auswahl mehrerer bestimmter Fälle; die Wahl ist die Möglichkeit mehr als eines Falles und das Auftreten aller, ohne daß bei einem derselben Befriedigung eingetreten wäre. Also sind auch die sogenannten unbestimmten Inhalte als Inhalte bestimmte; und es wird fernerhin immer nur von bestimmten Inhalten die Rede sein, wenn von Inhalten gesprochen werden wird.

Hält man die Bedeutung dieses Ausdruckes, nämlich eines Inhaltes, welche im Vorausgehenden entwickelt wurde, nunmehr fest, so wird man in der Lage sein, zu entdecken, was alles unter demselben zusammenzufassen ist. Es werden alle Wahrnehmungen und Vorstellungen aus Inhalten bestehen, alle Gedanken werden aus Inhalten zusammengesetzt sein, und was wir nur immer einbilden oder erschließen werden, wird sich aus Inhalten herstellen, die, sollen sie irgendwie in der verflüchtigtesten Auffassung oder Betrachtung gelten können, doch so viel von einem Inhalt werden haben müssen, daß man sie als etwas nehmen könne, das irgendwie sei. Was nicht in irgend einer Weise als wenigstens ein Inhalt, welcher er auch sei, sich darstellt, was könnte dies sein wollen? Wie könnte dies sich in einer Behauptung erhalten, die einem Verständnisse zugänglich werden sollte? Wir werden schwerlich in der ganzen Welt etwas entdecken, was weniger für sich wäre als ein Inhalt; ja, wir werden den Ausspruch wagen dürfen, daß mit allen Inhalten auch alles erschöpft sei.

Man muß nur nicht sofort daran verzweifeln, etwas als einen Inhalt zu erkennen, was nicht so leicht beachtet wird wie ein grelles Roth oder ein schriller Pfiff oder ein schmerzender Stich. Inhalte setzen sich oft vielfältig zusammen, wie z. B. das Wohlbehagen beim Genusse einer Speise, das Entzücken bei der Betrachtung eines Kunstwerkes, der Schauer in der Einsamkeit und so viele andere. Es fällt nicht

so leicht, zu beachten, welcher der vielen vereinigten Inhalte derjenige sei, dessen Anwesenheit die ganze Gruppe auszeichnet, und von dem sie den bestimmten Namen führt, z. B. in dem Gefühl der Liebe und der Verehrung; und dennoch sind es auch hier nur Inhalte, die alles ausmachen. Man muß aber auch nicht sofort für jede Beobachtung, die man macht, einen eigenen Inhalt besitzen zu sollen vermeinen. Wenn ich einen Stab größer als den andern finde, so habe ich in der Beachtung dieser Beziehung eine ziemlich verwickelte Folge von Inhalten durchgemacht; desgleichen, wenn mir eine Aehnlichkeit zwischen Gegenständen auftaucht, oder wenn ich bemerke, eine Sache sei sich selbst gleich. Ausfindig machen, welches die Inhalte bei so feinen Thatsachen, wie dem Geschehen dieser Beurtheilungen, seien, ist eine Aufgabe für sich; daß sie nicht ausschließlich in Inhalten vor sich gehen, ist noch nicht erwiesen, wenn auch die Inhalte nicht gefunden sind, die diese Erscheinungen bilden und die unterscheiden. Es sollte also auch nicht behauptet werden, daß alles, weil es darin gleich sei, daß es Inhalte ausmacht, auch ein und derselbe Inhalt sei. Im Gegentheile; die Mannigfaltigkeit und große Anzahl der Inhalte entgeht nicht der Beobachtung. Es ist die nächste Aufgabe, darauf zu achten, in welcher Weise dasjenige, was die Gesammtheit aller Inhalte ausmacht, die Welt, sich in Verschiedenes theilt und absondert. Die Ordnungen, in denen sich die Inhalte darstellen, sind zu erforschen, die Eintheilungen, in welche wir sie bringen, sind zu prüfen. Vielleicht stellt sich diese letztere Angelegenheit als die Ausfindigmachung besonderer Inhalte dar; während in den Ordnungen sich keine besonderen Inhalte darböten, wie man jedoch allerdings vermeint hat.

Vielen ist es ein Bedürfniß gewesen, die Frage aufzuwerfen, was in dem ganzen Bereiche von Inhalten so sicher sei, daß man ihm unbedingt vertrauen dürfe. Die Sicherheit, Wahrheit oder Wirklichkeit von Inhalten ist jedoch kein Gegenstand des Zweifels, weil kein Zweifel vor oder ohne Inhalte gesetzt werden kann. Man kann freilich an der Sicherheit, Wahrheit oder Wirklichkeit von Inhalten zweifeln, nämlich derart, daß man einen für andere Inhalte setzt, einen oder den anderen gebrauchen will; aber nicht daran, daß ein Inhalt der Inhalt ist, der er ist. An einem Inhalt ist nichts mehr wegzurücken. Jeder Inhalt ist so wie er ist und was er ist. Das Wie eines Inhaltes ist sein Was; das eine fällt mit dem anderen. Roth, das nicht roth wäre, ist gar nichts. Was Roth ist, fragen, heißt in Zweifel sein, welche Inhalte zu dem Inhalte Roth hinzugestellt werden mögen; das ist eine Sache,

die, wenn mehrfache Hinzustellungen erlaubt sind, einen Zweifel wachrufen kann; wie oben erwähnt worden ist. Aber insofern alles Inhalt ist, ist alles wahr, sicher und wirklich, oder vielmehr diese Behauptung und ihre Ableugnung hat auf Inhalte gar keine Anwendung.

II. Grenzen der Sinne untereinander.

Die Inhalte, welche als sinnliche Wahrnehmungen bezeichnet werden, sollen im Folgenden besprochen werden. Ob sie eine Kategorie für sich bilden, bleibt vorerst dahingestellt. Es sei gefragt, ob ein Anlaß vorliegt, und welcher es sei, der die Eintheilung herbeigeführt hat, in der man sie gerne aufzählt, nämlich als Wahrnehmungen von verschiedenen, etwa fünf Sinnen.

Ein unterrichteter und seiner Sinne mächtiger Mensch wird nicht leicht Bedenken tragen, sich zuzumuthen, daß er im Stande sei, sicher auszusprechen, ob ein vorkommender Inhalt eine Farbe oder ein Ton sei. Er weiß, was alles Farbe, was alles Ton ist. Vielleicht ist er minder gewiß in der Unterscheidung der Geruchs- und Geschmacksinhalte. Aber in der Regel wird man die Inhalte der einzelnen Sinne auseinanderhalten. Hiefür müssen Anhaltspunkte sein, und es fragt sich demnach, welches das Kriterium ist, nach welchem wir die Inhalte sinnlicher Wahrnehmung in verschiedene Gruppen theilen, so daß wir eine bestimmte Farbensippe, Tonsippe u. s. w. annehmen und nicht in die Versuchung gerathen, einzelne Töne und einzelne Farben in dieselbe Classe zu bringen und andere Töne, mit Gerüchen etwa, in eine von den übrigen Tönen und Gerüchen abgesonderte gemeinsame Einordnung.

Wären keine Anhaltspunkte der Einordnung gegeben, so würden diese Inhalte ohne jegliche Eintheilung gelten. Ein Roth wäre dieser Inhalt, wie ein Cis ein anderer Inhalt, und beide als solche von einander verschieden; Roth wäre nicht als Farbe von Cis als einem Ton verschieden. Was macht Farbeninhalte zu Farben und Toninhalte zu Tönen? Alle Töne im Gegensatz zu allen Farben und umgekehrt müssen etwas an sich haben, das sie zusammenfassen läßt und von anderem unterscheidet, und dies muß uns bekannt sein, da wir die Eintheilung besitzen.

Eine unmittelbare, angeborene, „intuitive“ Kenntniß kann es nicht sein. Denn wir verwechseln thatsächlich nach Bezeichnung und Beurtheilung Inhalte gewisser Art. Man glaubt oft zu riechen, was man schmeckt, und zu hören, was man tastet u. s. w. Ist dies der Fall, so

wäre diese Beurtheilung nach eigener Intuition, und welche Intuition sollte sie verbessern? Offenbar liegt hier eine zu erfahrende, also erst zu erwerbende Kenntniß vor.

Diese Kenntniß, die also nicht angeboren sein könnte, und die sonach keineswegs selbstverständlich wäre, müßte im Laufe der Erfahrung irgend woraus hergenommen worden sein. Denn wenn man selbst sagte, die Vernunft oder sonst ein Vermögen lehrte uns, wes Sinnes ein Inhalt sei, so würden wir zwar voraussetzen, das Vermögen bestimmte die Einordnung dieses Inhaltes in eine Gemeinschaft von anderen, aber wir müßten doch annehmen, daß auch dieses Vermögen dafür Anhalte besitze; und daß dieses Vermögen diese Anhalte aus den Inhalten gewinne, wenn nicht aus sich selbst; daß in beiden Fällen aber die aus einer Belehrung hervorgehende Uebereinstimmung der Menschen dafür spreche, daß irgend etwas da sein müsse, das, während es überzeugt, erkennbar sei und sonach einen Inhalt vorstelle.

Es ist hier nicht am Platze, zu untersuchen, ob überhaupt ein Vermögen, auch anderwärts als in dieser Sache, zweckdienlich und förderlich sein könnte. So viel jedoch möchte zu folgern sein, daß von der Thätigkeit des Vermögens gelegentlich des Erkennens, welchem Sinne ein Inhalt angehöre, nicht zu verlangen wäre, daß es sich oder seine Thätigkeit, sondern daß es das Merkmal des Inhaltes erkenne, wonach dieser seiner Gruppe zugetheilt wird; und daß, was immer vor sich gehe, das Erkennen gar nichts ist, wenn nicht irgend etwas als Erkenntniß sich zeigt, nämlich ein Inhalt. Betrachten wir z. B. ein derartiges Vorgehen als eine Abstraction, wie man ja sagt, daß man mittels derselben feststelle, daß Roth und Blau Farben seien, so hat man offenbar dieses Ergebniß.

Man kann nicht abstrahiren, ohne etwas zu abstrahiren. Ist die Farbe eine Abstraction aller Farbeninhalte, so muß sie etwas sein. Was etwas ist, das ist ein Inhalt.

Läge in einem Roth unmittelbar der Inhalt, daß es eine Farbe sei, so hätte das Roth den Inhalt Roth und den Inhalt Farbe; letzterer Inhalt läge auch in dem Blau, das kein Roth und doch eine Farbe ist. Nun ist jeder Inhalt er selbst, also Roth nicht Farbe. Roth kann zur Farbe werden nur durch Hinzutreten des Inhalts Farbe zum Inhalte Roth. Was ist der Inhalt Farbe?

Ehe diese Frage zur Beantwortung gelangen kann, wird man erwägen müssen, ob man die Farben als den ausschließlichen Bestand der Inhalte eines Sinnes zu nehmen habe. Der Gesichtssinn liefert

außer den Farben noch die Ausdehnung, die Gestalt, die Bewegung farbig sichtbarer Inhalte; diese sollten daher berücksichtigt werden müssen, wenn man untersucht, welches das Merkmal der Farben sei. Vielleicht ist nämlich die Ausdehnung das Kennzeichen aller Farben. Obgleich nun eine Meinung ist, daß Farben nicht ausgedehnt seien, so hat sich das Unternehmen, welches vorliegt, jedoch mit diesen Angelegenheiten vorerst noch nicht zu beschäftigen. Hier ist vielmehr die weitergehende Frage zu stellen: warum bezeichnet man Farben, Ausdehnung, Gestalt und Bewegung allesammt als das Sichtbare, nämlich als die Fülle der Inhalte eines besonderen Sinnes? Und nach welchen Gründen richten wir uns bei der Absonderung von Sinnesinhalten als zu einer Gruppe gehörig überhaupt?

Wenn man sich die Gesammtheit aller Inhalte ohne jede Ordnung, sondern beliebig durcheinander gemengt, vorstellt und sich nun fragt, welche man die sichtbaren Inhalte nenne, und wonach man sich bei dieser Ausscheidung derselben von den übrigen richte, so hat man die Angelegenheit, um welche es sich handelt. Sichtbare Inhalte sind diejenigen, welche man „sieht". Was heißt es nun, man sieht Inhalte?

Das Sehen muß ein Inhalt sein, welcher mit dem Sichtbaren gegeben ist, denn es wäre sonst das Sehen nichts, was das Sichtbare anginge, nämlich nicht ein Sehen des Sichtbaren, sondern etwa beispielsweise ein Sehen des Tastbaren. Soll also das Sehen ein Inhalt sein, so muß dieser mit den sichtbaren Inhalten irgendwie in Zusammenhang sein und den Inhalten anderer Sinne fehlen.

Und ferner muß der Inhalt, den wir das Sehen nennen, bei allen sichtbaren Inhalten nachweisbar sein, da wir bei jedem einzelnen sichtbaren Inhalt müssen feststellen können, ob und warum er der Gruppe sichtbarer Inhalte angehöre. Der Inhalt „Sehen" ist also ein jedem einzelnen sichtbaren Inhalte anhaftendes und allen gleicher Weise gemeinschaftliches Merkmal.

Es wäre allerdings denkbar, daß übergehend vermittelnde Gleichartigkeiten eine Kette und darnach verbundene Inhalte eine Gruppe herstellen. Nämlich so: Die Farben gelten als eine Reihe, die von Roth in Uebergängen zu Orange, Gelb, Grün, Blau, Violett sich abstuft, die sich allmählich verändert zeigt, in der etwa Nachbarschattirungen derart gleichartig sind, daß sie als Farbenreihe allesammt zusammenhängen.

Was so, obzwar in weiteren Gliedern ungleich, dennoch irgend zusammenhängt, könnte als eine Gruppe betrachtet werden,

ohne daß ein allen Gliedern in gleicher Weise gemeinschaftliches Merkmal aufgedeckt werden müßte.

Die Möglichkeit der Anordnung der Inhalte zu Reihen ist bei Farben und Tönen zugestanden; jedoch nicht mehr bei den Inhalten anderer Sinne. Geschmäcke sind gänzlich ungeordnete Inhalte; das Süße, Saure, Salzige, Bittere, Metallische, Alkalische zeigen eines mit dem anderen keine Aehnlichkeit des Inhaltes. So auch die Düfte; der Geruch einer Rose ist als Inhalt mit dem Duft des Veilchens unvergleichbar. Damit diese Inhalte in ihren Kreis gebracht wurden, war die übergehende vermittelnde Aehnlichkeit benachbarter Glieder einer Reihe nicht von Nöthen.

Es wäre also auch denkbar, daß man mit den durch Aehnlichkeit zu einer Reihe verbundenen Inhalten auch unähnliche vereinigte und einer Gruppe zuerkännte; z. B. einige Tastinhalte an die Töne schlöße und einige Geschmäcke an die Farben. Wenn dies nicht geschieht, so mag hiefür ein Anlaß vorliegen.

Ein solcher Anlaß könnte nur ein Unterschied zwischen den Inhalten der Reihe und allen anderen sein. Dieser Unterschied müßte zwischen jedem Glied der Reihe und irgend einem Inhalt bestehen, weil sonst dieser Inhalt an irgend ein Glied angeschlossen werden könnte. Ein ausschließendes Merkmal müßten also alle Glieder einer Reihe gemeinsam haben.

Weil man aber die Inhalte, welche Reihen bilden, Farben und Töne, als Sichtbares und Hörbares bezeichnet und diese Bezeichnung nur mit Grund stattfinden kann, wenn das Sichtbare und Hörbare Inhalte sind, eine übergehende Aehnlichkeit jedoch nicht alle Glieder umschließt, so müssen wir ein jedem Inhalt der Reihe anhaftendes und allen gleicherweise gemeinsames Merkmal auch bei den Reihensinnen voraussetzen, soll die Sinneseintheilung irgend Bestand haben.

Denn sollen Weiß und Schwarz beide sichtbar sein, ist aber Weiß dem Schwarz nicht ähnlich, so kann auch ein allmählicher Uebergang das Weiß als Sichtbares nicht dem Schwarz als Sichtbarem annähern, ohne daß sich auch die Sichtbarkeit allmählich änderte und Weiß anders ein Sichtbares wäre als Schwarz.

Ein verschiedenartig Sichtbares ist nicht ein einziger Inhalt; und wir könnten darnach die Farben statt als Inhalte eines Sinnes als Inhalte allmählich ineinander übergehender Sinne betrachten; solange bis wir das gleiche gemeinsame Merkmal der Sichtbarkeit entdeckt haben.

Man könnte als solches nun folgende Beobachtung anführen: Alles, was sichtbar ist, spiegelt sich an einem Auge; was sich nicht spiegeln kann, ist nicht sichtbar.

Läßt man diese Bestimmung gelten, so ist für eine Abgrenzung genug gethan, wenn nur nachzuweisen ist, daß diese Inhalte nicht an anderen Stellen des Leibes und unter Umständen, die auch für andere Inhalte Geltung haben könnten, gleichfalls auftreten können. Dies lehrt die Erfahrung.

Freilich sind es tiefere Gründe, welche diese Erfahrung ausheben und festhalten lassen. Man wird finden, daß sichtbare Inhalte, die an einem Auge des Leibes sich nicht spiegeln, nicht Inhalte eines Menschen sein können, die dieser wahrnähme; daß ein zerstörtes Auge mit der Zerstörung der Wahrnehmung aller sichtbaren Inhalte einhergeht. Die Anlässe der Beobachtung gemeinsamen Kommens und Schwindens oder Gegebenseins und Nichtgegebenseins der sichtbaren Inhalte sind auch die Merkmale der Zusammenfassung derselben.

Wir werden also sagen: Alle Inhalte, die von einem Auge abgespiegelt werden können, sind sichtbare Inhalte.

Zur näheren Bestimmung können wir noch Merkmale hinzufügen. Die Inhalte verschwinden, wenn das Auge geschlossen ist. Sie werden verhindert, sich am Auge zu spiegeln, wenn ein sichtbarer Inhalt dazwischen tritt. Die Spiegelung geschieht aus der Entfernung in geraden Richtungsstrahlen, welche sich als schwingende Bewegung von feinsten Massentheilchen fortsetzen, deren Geschwindigkeit wir bestimmen können. Alle diese Merkmale, die nur gewissen Inhalten gemeinsam sind, lassen wir als die bestimmenden für das Sichtbare gelten.

Allein durch diese Bestimmungsmerkmale werden die Inhalte nicht berührt oder verändert. Diese Inhalte, welche wir sichtbar nennen, bestehen wie sie sind. Wir haben nur beobachtet, daß ihr Bestehen von dem Bestehen anderer Inhalte begleitet wird; daß z. B. ein Roth nur ist, wenn irgendwo auch ein Auge ist. Wir wissen nicht, wie eines vom anderen abhängt; nur, daß ein Inhalt Roth nicht ist, wenn nicht die Merkmale gleichfalls sind, welche wir als die des Sichtbaren annehmen.

Hätten wir nicht bemerkt, daß die Inhalte auftreten, während auch andere auftreten, so besäßen wir nur die Kenntniß der begleitenden Inhalte nicht, aber dennoch die jener anderen Inhalte. Wir könnten nicht sagen, jene Inhalte sind die, welche stets von anderen begleitet werden, und könnten sie nicht mit diesen Merkmalen in Verbindung bringen;

wir könnten nur nicht sagen, sie sind die Augen- oder Sehnerv- oder Spiegel-Inhalte, oder wie wir uns ausdrücken wollten. Aber jetzt, indem wir diese Umstände kennen und sie mittheilen, haben wir auch nichts weiter gethan, als daß wir äußern, diese Inhalte hätten das Besondere, daß wir erkennen, es sind andere Inhalte mit da, wenn diese da sind. So oft wir diese Inhalte haben, wissen wir, müssen auch jene Begleitinhalte zu haben sein. Das ist zunächst alles, was wir wissen.

Wir können nun die Begleitinhalte mit einem Namen belegen und diese Inhalte die des Sehens nennen, sowie wir die durch jene Begleitinhalte gekennzeichneten Inhalte das Sichtbare nennen. Und es bedarf hierzu nicht eines Mehreren.

Damit wäre jedoch Sichtbares durch Merkmale, die gleichfalls sichtbare Inhalte sind, von den Inhalten anderer Sinne abgegrenzt. Und wie könnte, dürfte man fragen, Sichtbares das Sichtbare vom Nichtsichtbaren absondern?

Auf diese Frage ist zu erwidern, daß etwas ein stetes und sicher anzutreffendes Merkmal sein kann, wenn es auch selbst von einem Inhalte ganz gleicher Beschaffenheit muß begleitet werden können, um als zu einer Classe gehörig befunden zu werden.

Es ist eine Frage für sich, ob die Inhalte, die das spiegelnde Auge ausmachen, in die Inhalte mit gehören, welche dasselbe Auge spiegelt, was zu verneinen ist; und eine andere Frage, ob diese Inhalte sichtbar sind, was zu bejahen ist, weil Inhalte, wie diese, sich an einem Auge abspiegeln können. Ein Auge kann die Inhalte, die ein anderes Auge ausmachen, abspiegeln, und sofern also diese abgespiegelt sein können, sind sie sichtbare Inhalte. Das Spiegelbild wird allein an einem fremden Auge, das etwa mit dessen Leibe und Umgebung gegeben ist, sichtbar; dieses Auge spiegelt sich leicht an einem anderen Auge in dieser Umgebung, einem zweiten fremden Auge; und so gegenseitig. Dies genügt zur Kennzeichnung der Inhalte, und es bedarf keiner unendlichen Reihe von Augen, um stets auch das spiegelnde Auge als Merkmal der Inhalte beizustellen.

Unter den sichtbaren Inhalten macht sich der Leib als ein Zusammenhalt bestimmter Inhalte bemerklich. In welcher Weise dies vor sich geht, bleibt einer Geschichte der Entdeckung des Leibes zur Untersuchung überlassen.

Von Belang ist der Umstand, der beobachtet wird, daß Inhalte nur auftreten, wenn an diesem Bestand von sichtbaren Inhalten, dem Leibe, bestimmte Stellen in einer gewissen Weise mittelbar oder un-

mittelbar berührt oder erregt werden. Diese Berührung oder Erregung stellt sich als eine in sichtbaren Inhalten sich ergebende bestimmte Erscheinung dar.

Somit sind bestimmte Stellen des Leibes und bestimmte sichtbare Inhalte Merkmale anderer bestimmter Inhalte. Diese sind Inhalte einer bezüglichen Stelle und Erregung. Die Erregung dieser Stelle begleitet jeden Inhalt, der gegeben ist, wenn diese Stelle erregt ist; diese ist die gemeinsame Begleiterscheinung der Inhalte dieser Stelle.

Der ganze Leib ist als bestimmter sichtbarer Bestand aller Stellen, welche die Begleiterscheinung von Inhalten sind, der Zusammenhalt aller Stellen.

Er scheidet sich als Merkmal von Inhalten von anderen sichtbaren Inhalten ab und auch von anderen Leibern, sofern bei Erregungen von Stellen dieser anderen Leiber nicht auch die Inhalte gegeben sind, die es bei der Erregung der Stellen des einen, eigenen Leibes sind.

Toninhalte sind diejenigen, welche bei Erregung der bestimmten Stelle des Leibes, die das Gehörorgan ist, auftreten. Nur bei Erregung dieser Stelle sind Toninhalte; ist diese Erregung verhindert, wie etwa durch Zerstörung der Stelle, so sind Toninhalte nicht. Diese sichtbare Stelle des Leibes als Ort der sichtbaren Erregung ist als Begleiterscheinung Merkmal von Tönen. Die sichtbare Begleiterscheinung als bestimmte Erregung bestimmter Nerven im Leibe und als schwingende Bewegung der ausgedehnt sichtbaren Tonerreger und des Mediums (Luft, Schallwellen) ist nicht ein Toninhalt; aber jeder Toninhalt kann diese Begleiterscheinungen haben; und wenigstens die Stelle des Leibes, der Gehörsnerv oder dessen Centralstelle im Gehirn, ist erregt, wenn ein Toninhalt gegeben sein soll. Das Hören ist Gegebensein der Toninhalte unter den bestimmten Begleiterscheinungen.

Das Entsprechende gilt von Gerüchen. Es ist eine Stelle des Leibes, die bei bestimmten Erregungserscheinungen, die sich in sichtbaren Inhalten darstellen, selbst erregt ist; diese in sichtbaren Inhalten vorzustellende Erregung des Geruchsnerven ist von Inhalten begleitet, den Inhalten dieser Stelle oder den Gerüchen. Das Riechen ist Auftreten der Inhalte unter den bestimmten Begleiterscheinungen.

So sind es bestimmte Stellen und Erregungsbegleiterscheinungen, welche die Geschmäcke als Merkmal haben. Geschmacksinhalte sind Inhalte dieser gemeinsamen Stelle, des Geschmacksorgans und seiner Erregungserscheinungen. Berührung desselben und Auftreten der Inhalte ist Schmecken.

Tastinhalte sind diejenigen, welche bei sichtbarer oder sichtbar vorgestellter Berührung des übrigen Leibes auftreten.

Insofern jede Erregung als sichtbar vorzustellende Berührung einer Körperstelle betrachtet werden konnte, ist jeder Inhalt als ein Tastinhalt zu fassen gewesen. Aus der Vielheit der Berührungen lassen gemeinsame Merkmale Gruppen entstehen. Die Lichtberührung, die Schall-, die Geschmacks- und Geruchsberührung sind voneinander verschiedene, je durch Gleichartigkeiten verbundene Erregungserscheinungen. Die Sinneswerkzeuge sind durch Merkmale ausgezeichnete Körperstellen. Daher die Abscheidung dieser Inhaltsgruppen.

Die Tastberührung ist selbst mehrfach zu unterscheiden. Druck ist eine bestimmte Art; und aus dem gemeinsamen Merkmal des Drucks leitet sich die Gruppenverbindung der Druckinhalte ab.

Die Temperaturinhalte sind durch die bestimmte Art des Auftretens, die vom Druck unterschieden ist, gekennzeichnet und zu besonderen Inhalten vereinigt.

Die Schmerzinhalte haben zu Merkmalen ihrer Gruppe die bestimmte Erregung, die sich in dem sichtbaren Gefüge des Leibes als Eingriffe in dasselbe oder als bestimmte mehr oder minder weitgehende Störungen und dergleichen darstellen. (Nervenschmerzen.)

Muskelgefühlsinhalte sind Inhalte, die bei bestimmten Bewegungen und Haltungen des sichtbaren Leibes sich einstellen u. s. w.

Alles dieses mag eine psychologische Untersuchung näher ausführen. Man mag auch eine Geschichte schreiben, auf welchem Wege und durch welche Erfahrungen man zur Feststellung der Gruppenmerkmale kam. Es gelten die obigen Ausführungen daher auch nur beispielsweise. Das Schwergewicht der Betrachtung liegt nicht in der Bestimmung dieses oder jenes Merkmales oder begleitenden Inhaltes als Kriterium. Hier ist nur erforderlich, sich darüber Rechenschaft abzulegen, ob es eines anderen Hülfsmittels bedarf als des eines bestimmten Inhaltes oder mehrerer als Begleiterscheinung, um die Sinnesgruppen zu bilden, oder ob dieses eine Mittel ausreicht. Dies letztere ist die vertretene Meinung, sowie daß die Annahme von Vermögen, eines ordnenden Geistes oder Bewußtseins überflüssig sei und zuletzt zu solchem Thatbestande führe, der die Annahmen abermals nöthig macht, welche schon zur Förderung eben desselben Thatbestandes gemacht wurden.

Inhalte gehören zu einer und derselben Gruppe, wenn nachzuweisen ist, daß bestimmte Inhalte stets vorhanden sind, die sie begleiten, und die fehlen, wenn jene fehlen. Alle Inhalte, die unter den gleichen

Begleitinhalten auftreten, unter anderen aber fehlen, sind die Inhalte dieser Begleitumständegattung, wie beschaffen sie sonst als Inhalte auch sein mögen.

Und sie werden dann zu einer Gruppe vereinigt, wenn entdeckt ist, daß sie gemeinschaftliche Begleiterscheinungen besitzen. Wird unter diesen wieder gemeinsam Verschiedenes entdeckt, so dient dies dazu, Unterabtheilungen, neue Gruppen oder Sinne, zu bilden.

Dies ist beispielsweise beim Tastsinn der Fall gewesen, der ursprünglich für einen Sinn galt, jetzt aber in mehrere zerfällt. Man hat die allgemeine Bedingung der Berührung des Leibes unterschieden. Die Ableitung aller Sinne aus dem Tastsinn geht aus der Beobachtung hervor, daß zu irgend einem Inhalt der Leib und dessen sichtbare Berührung Begleiterscheinung sein müsse; die verschiedenen Arten der Berührung und die verschiedenen Stellen des Leibes bilden die Besonderung für die verschiedenen Sinne. So treten zuerst die Gruppen des Auges, des Ohrs, des Geruchs- und Geschmacksorgans und deren Berührungs- oder Erregungserscheinungen hervor. Der übrige Leib galt für das Tastorgan, und seine Erregung war zunächst ununterschieden. Diese ward sodann weiter eingetheilt: Die Berührung des Leibes an allen anderen als den obigen Stellen gab das Merkmal für die Gruppe des Druckes; Bewegung der Glieder das Merkmal der Bewegungsempfindungen als besonderer Inhalte; Veränderungen des Gefüges der Glieder (Schneiden, Stechen, Kratzen u. s. w.), die verschiedenen Schmerzinhalte u. s. w.; desgleichen sind die gemeinsamen Umstände beim Auftreten der Temperaturinhalte die Merkmale dieser Gruppe geworden, wie dies oben angegeben wurde. Dasselbe gilt sodann von den Gemeinempfindungen Ermüdung, Hunger, Durst, Athemnoth u. s. w. Diese sind durch die gemeinsamen Erscheinungen, die unmittelbar oder mittelbar sich anschließen als vorausgehend oder folgend, zu Gruppen verbunden.

Was so in einer gemeinsam gekennzeichneten Gruppe als Inhalt auftrat, mochte sonst wie immer verschieden sein; wie beispielsweise die Gerüche untereinander oder die Geschmäcke, oder wie die einzelnen Druck- und Schmerzempfindungen, die sehr ungleichartig sind; ja auch wie die Töne oder die Farben, von denen etwa Roth und Blau nicht für allzuähnlich gelten.

Es könnte aber allerdings noch immer die Frage sein, ob nicht auch eine gemeinsame Beschaffenheit der Inhalte selbst, abgesehen von den Begleiterscheinungen, erweisbar sein möchte, zum mindesten bei den

Inhalten einiger Gruppen, welche die Zusammenstellung derselben zu solchen mit veranlaßt hätte.

Es hat wenigstens den Anschein, als ob jedermann, der ausgebildete Sinne besitzt, die Inhalte jedes einzelnen Sinnes als zur selben Gruppe gehörig zu bezeichnen vermöge, so wie sie gelegentlich beim Gebrauche seiner Sinneswerkzeuge vorkommen, ohne daß jedesmal erst des Begleitmerkmales gedacht, geschweige darnach geforscht würde, ob es da sei. Man erkennt sonach schon an dem Inhalt selbst, daß er mit anderen bekannten Inhalten eine Gruppe bildet, so daß die Inhalte sich ohne weiteres Hülfsmittel zusammen zu finden scheinen. Z. B. weiß jeder, daß ein Ton ein Ton sei und zu der Gruppe von Geräuschen gehöre, ohne erst jedesmal zu prüfen, ob der Inhalt ausbleibt, wenn etwa das Ohr verstopft wird u. dergl.

Allein hierzu ist zu bemerken, daß der Umstand, daß man, schon durch Erfahrung belehrt, beim Auftreten des Inhaltes die fertige Kenntniß der Inhalte besitzt, die mit jenem gemeinsam zu einer Gruppe gehören, nicht darauf schließen lassen darf, im Inhalt selbst liege der Einordnungsgrund. Ich weiß durch irgend welche Belehrung, Cis und Gis sind Töne, d. h. Inhalte einer Gruppe; das setzt nur voraus, daß ich Cis und Gis kenne und von diesen Inhalten annehme, daß sie irgend eine gemeinsame Zugehörigkeit haben; welches diese jedoch sei, das zu bestimmen ist eine Angelegenheit, die nicht mehr dem Einzelnen völlig gegenwärtig sein muß, der Gruppen, die gebildet sind, kennt; so kann beispielsweise die Erfahrung, die in der Belehrung liegt, daß Cis und Gis „Töne" heißen, schon als gemeinsames Merkmal gelten. Allein es ist dies nicht ausreichend, wenn man forscht, warum sie den gemeinsamen Namen Ton führen. Hier muß der Anlaß dieser Lehre gesucht werden.

Thatsächlich dürfte Jeder, der Töne als Töne erkennt, auch sich irgend welcher gemeinsamer Merkmale bewußt sein. Und so stellt man denn die Töne nicht nach den gemeinsamen Begleiterscheinungen bei jedesmaligem Gegebensein des Inhaltes erst neu zusammen, sondern man stellt vielmehr die Begleiterscheinung bei jedem Ton nach der Erfahrung oder Belehrung vor.

Der ersten Eintheilung der Inhalte in Gruppen, wie sie durch Beobachtung und Erfahrung gewonnen wurde, mußte eine Erkenntniß, wie sie in den gemeinsamen Begleiterscheinungen besteht, zu Grunde liegen, einerlei, ob diese Erkenntniß jetzt von jedem Einzelnen in seiner persönlichen Erfahrung besonders gewonnen werde oder ihm als

Wissensbestandtheil von Anderen durch Belehrung zugänglich gemacht wurde.

Diese gemeinsamen Begleiterscheinungen sind es denn auch, was man, als das Eigenartige der Sinnesgruppe, das Hören der Töne, das Sehen der Farben, das Riechen der Gerüche nennt u. s. w., also das Hörbare, Sichtbare, Riechbare u. s. w. als solches. Ein Ton ist hörbar, heißt: dieser bestimmte Inhalt ist gegeben, wenn gewisse Bewegungen der Luft, auf diesen oder jenen sichtbaren Vorgang hin, der die äußere Erregungserscheinung ist, an das Ohr dringen und den Hörnerv in Reizung versetzen. Der darauf hin sich einstellende Inhalt ist der gehörte oder laute Inhalt.

III. Wahrnehmung und Vorstellung.

Sind die einzelnen Sinnesgebiete als Gruppen von Inhalten nach gemeinsamen Merkmalen derart festgestellt, daß der Ort der Erregung des sichtbaren Leibes, also das Sinneswerkzeug das nächste Kriterium abgiebt, sodann die Art der sichtbaren Begleiterscheinung zu genaueren und bereicherten Bestimmungsmitteln führt; so also: Wirkung aus der Entfernung oder durch Berührung; Art des erregend sichtbaren Gegenstandes: fest, luftförmig; Fortpflanzung als Bewegung von Luft- oder Aetherwellen; Beschaffenheit dieser Wellen; ihre Geschwindigkeit und Zahl u. s. f.; so kann als Merkmal der sinnlichen Wahrnehmungen insgesammt eben der Umstand angegeben werden, daß eine an den sichtbaren Leib im Sichtbaren herantretend nachweisbare Begleiterscheinung das Erscheinen des Inhaltes, der eine sinnliche Wahrnehmung sein soll, kennzeichnen soll. Dies gilt denn auch von sichtbaren Inhalten selbst, die bestimmte sichtbare Begleiterscheinungen besitzen.

Bestimmen wir den sichtbaren Leib als den Ort innerhalb des Sichtbaren, der die Voraussetzung als Sammelplatz der sichtbaren Begleiterscheinungen giebt; so ist alles Sichtbare, das er nicht selbst ist, außer ihm; und alles Sichtbare, das er selbst ist, in ihm oder innerhalb seines Umfanges. Alle jene ersteren von Sichtbarem, das er nicht ist, kommenden Begleiterscheinungen oder sichtbaren Erregungen sind äußere Erregungen und bilden seine, d. i. des Leibes sichtbare Außenwelt; alle Erregungen, die selbst aus dem Sichtbaren seines Leibescomplexes kommen, sind innere Erregungen des Leibes.

Aber diese inneren als innerhalb des Umfanges des sichtbaren Leibes sich abspielenden Erregungen, Begleiterscheinungen von Inhalten,

sind sichtbar von außen kommend in Verhältniß zu dem einen empfindenden Punkte des sichtbaren Leibes, welcher der Ort der Erregung ist, und an dessen erregende Berührung sich ein bestimmter Inhalt anschließt. Sonach sind diese innerhalb des Leibes sich abspielenden Erregungserscheinungen sichtbar äußere gegenüber dieser einen Sinnesstelle; und daher sind auch die innerhalb des Leibes vorkommenden sichtbaren Begleiterscheinungen von Inhalten deren äußere Anlässe; und demzufolge gehören alle Inhalte, für die aus dem Ausgedehnten des Leibes selbst die Begleiterscheinungen nachweisbar sind, zu den äußeren oder sinnlichen Wahrnehmungen. Der Leib ist für gewisse Inhalte desselben Complexes Leib ein Aeußeres.

Es werden nunmehr auch die sinnlichen Gefühle als äußere oder Wahrnehmungsinhalte zu betrachten sein. Die Eintheilung derselben wird einer darauf hin gewendeten Untersuchung nach Maßgabe gemeinsamer Begleiterscheinungen oder Erregungsanlässe zweifelsohne unschwer gelingen.

Die empfindenden Punkte oder Orte, d. h. diejenigen sichtbaren Stellen des Leibes, an welche die äußeren Erregungen herantreten, bilden die nächsten Begleiterscheinungen der Inhalte in dem Umfange der leiblichen Ausdehnung und sind selbst zu einem Geflechte vereinigt, dem Nervensystem. Dieses ist das System der empfindenden Punkte oder die Vereinigung derjenigen Stellen der leiblichen Ausdehnung, welche die sichtbare Begleiterscheinung bei Erregung der Inhalte abgeben.

Es tritt nun ein, daß eine äußere Erregung an eine solche empfindende Stelle gelangt, indeß alle gehörigen äußeren Miterscheinungen sich in ihrem Zusammenhange abspielen. Ein Stein fällt sichtbar; das ist eine Gesichtserscheinung mit Aetherwellen-Begleiterscheinung. Die Luftschwingungen, die bei dem Fall entstehen, sind eine Miterscheinung desselben und sind Begleiterscheinungen eines Geräusches; sie pflanzen sich bis zu der empfindenden Stelle des sichtbaren Hörnervs fort und setzen ihn in Erregung; der Ton gesellt sich als der entsprechende Inhalt zu diesen Begleiterscheinungen.

In solchem Falle werden mehrere empfindende Punkte oder Orte des sichtbaren Leibes, d. i. die letzten Begleiterscheinungen dieser Inhalte, zugleich in Erregung gebracht; Ohrnerven und Sehnerven, welche die Inhalte Geräusch und fallenden Stein zur Begleitung haben, werden gleichzeitig erregt.

Durch die Verbindung der Nerven ist eine Fortpflanzung der Begleiterscheinung eines Inhaltes zu der eines anderen möglich. Da

die Begleiterscheinung sich als sichtbarer Erregungsvorgang in diesen Ausdehnungsstrecken als Leitungsbahnen bewegt, so treten die Inhalte der Begleiterscheinungen im Gefolge der jeweiligen Erregung eben derjenigen Leitungsbahnen oder empfindenden Stellen auf, welche, miteinander verknüpft, mitsammen erregt sind. Die Folgeordnung der Erregung der Stellen des Ausgedehnten, also die Folgeordnung der Begleiterscheinungen, ist die Folgeordnung der ihnen entsprechenden Inhalte.

Daraus ergiebt sich nun eine folgende Ordnung: Inhalte treten gemeinschaftlich auf, und zwar solche, die ihre letzten Begleiterscheinungen oder empfindenden Orte an verschiedenen Stellen des sichtbaren Leibes besitzen, z. B. Farben und Geräusche zusammen; oder einzelne Toninhalte (Klänge) zusammen; einzelne Farbeninhalte zusammen; Geschmäcke und Drücke zusammen; Schmerzen und Temperaturen zusammen und so fort. Dabei werden die Nerven, als die Begleiterscheinungsstellen dieser Inhalte, gemeinsam erregt: der Hör- und Sehnerv zugleich u. s. w. die bezüglichen Nerven.

Hiernach ergiebt sich eine doppelte, gleichlaufende Verknüpfung, nämlich einerseits der Ordnung der Inhalte, wie sie zusammen auftreten; und andererseits der Begleiterscheinungen der Inhalte, der äußeren sowohl als auch der letzten Begleiterscheinungen, der Nervenerregung.

Die Ordnung der Inhalte ist ein Zusammenhang für sich. Die Begleiterscheinungen, die sich an die Inhalte knüpfen, bilden eine entsprechende Ordnung, die ein Zusammenhang wieder für sich ist. Ist also Inhalt und Begleiterscheinung fest gesellt, so müssen Ordnungen der Begleiterscheinung auch von entsprechenden Ordnungen von Inhalten begleitet sein, so daß die eine Ordnung zur anderen Ordnung gesellt ist.

Nun stellt sich die Erscheinung ein, daß zwar die Ordnung der Inhalte, welche Begleiterscheinungen außerhalb der Nerven haben, auftritt, nur wenn die letzten Begleiterscheinungen, d. i. die Erregungen der Nerven, bezüglich Nervencentren, erfolgen; daß aber dieselbe Ordnung bloß in dem Verlauf der Erregung der letzten Begleiterscheinung, der Nerven oder Centren, hinreicht, um die eine und selbe Ordnung von Inhalten zu ergeben. Z. B. der fallende Stein und Geräusch sind eine Ordnung von Inhalten; fallender Stein und Geräusch hat als Begleiterscheinung Aether- und Luftwellen und zuletzt Erregung von Seh- und Hörnerven. Es bedarf nun nur der letzten Begleiterscheinung, um die Inhalte zu ergeben, und keineswegs der weiteren Begleiterscheinungen aller Inhalte. Es genügt die Vollständigkeit der Begleiterscheinungen

eines der Inhalte. Sowie diese bei der Erregung des Nervs dieses Inhaltes angelangt sind, wird dieser Inhalt erregt. Aber die Erregung dieses Nervs wird nun gefolgt von Erregung anderer Nerven, ohne daß diese ihre ferneren äußeren Begleiterscheinungen vorausgehen haben, und mit den Erregungen dieser Nerven folgen ihre bezüglichen Inhalte, ohne daß die äußeren Begleiterscheinungen derselben gegeben wären.

Es genügt also das Vorhandensein der Verknüpfung der letzten Begleiterscheinungen untereinander zu einer Ordnung, Nervenverknüpfung, um, ausgehend von der Verknüpfung irgend eines Inhaltes mit seinen äußeren Begleiterscheinungen, in die Orduung der letzten Begleiterschei-scheinungen zu gelangen und dort Erregungen zu schaffen, die nun von ihren zugehörigen Inhalten gefolgt sind, ohne daß deren Begleiterscheinungen außerhalb der letzten Orte (Nerven) da wären, und die eine Inhaltsordnung aufweisen, welche derselben Ordnung gleich ist, die früher einmal auf dem Wege von äußerer zu innerer Begleiterscheinung die Ordnung der inneren Begleiterscheinungen untereinander hergestellt hat, parallel einer Ordnung der Miterscheinungen.

So kann ein fallender Stein, ein sichtbarer Inhalt, der von Nervenerregungen im Auge gefolgt ist, dadurch, daß die Verknüpfung des Augennervs mit dem Ohrnerv gebildet ist, eine Erregung des letzteren hervorrufen, welche die Inhalte Fallgeräusch auslöst, ohne daß Tonwellen an den Hörnerv schlagen, also ohne die äußeren, d. i. außer dem Leib, d. i. den empfindenden Punkten befindlichen Begleiterscheinungen. Ich kann den Stein weit von mir fallen sehen und, ohne daß die Schallwellen an mein Ohr gelangen, die Inhalte des Schalls gegeben haben, die nur in Folge der häufigen Verbindung dieser Erscheinungen, und sonach der Nervenverbindung, gesellt sind. Oder in anderer Folge: Ich kann einen Schall, das Geräusch eines fallenden Steins, im Finstern hören und dennoch die Inhalte des fallenden Steins gegeben haben: das Fallgeräusch, das in Verbindung mit dem Fall so oft gegeben war, führt die sichtbaren Inhalte des Steins mit auf.

Darnach ergiebt sich eine Unterscheidung, wie folgt: Inhalte, die von den Begleiterscheinungen auch außer den letzten Stellen, den empfindenden Orten im Leibe, d. i. den Nerven oder Centren, begleitet auftreten, sind Wahrnehmungen im Gegensatze zu Vorstellungen als solchen Inhalten, die blos von Begleiterscheinungen der letzten Stellen, d. h. der Nerven oder der Centren, begleitet sind.

Einen Unterschied der einzelnen Inhalte begründet die Verschiedenheit, welche zwischen Wahrnehmung und Vorstellung besteht, nicht. Die

Inhalte knüpfen sich an die letzte Begleiterscheinung sowie an die ganze Folge aller Begleiterscheinungen. Eine Vorstellung ist eine Wahrnehmung, ohne die zu dieser gehörigen außer dem Leibe, d. i. dem Nerven oder Nervencentrum, sich abspielenden Begleiterscheinungen.

Man hat eine Unterscheidung zwischen Wahrnehmung und Vorstellung aus der Verschiedenheit der Lebhaftigkeit, mit der sie auftreten, herleiten wollen. Allein dieser Unterschied trifft nicht zu, schon weil es Vorstellungen giebt, die lebhafter sind als die Wahrnehmungen. Desgleichen weil die Wahrnehmungen und Vorstellungen selbst jeweilig verschieden sind. Verschieden lebhafte Inhalte sind überhaupt nicht dieselben Inhalte. Die verschiedene Lebhaftigkeit kann sich nur in zwei verschiedenen Inhalten oder in zwei verschiedenen auch ungleich zahlreichen Inhaltsgruppen äußern.

Es sind jedoch unsere Wahrnehmungen zumeist Gruppen von Inhalten, z. B. schon die Wahrnehmung eines rothen Fleckes. Da Vorstellungen durch Erregung innerhalb der Leitungsbahnen oder der Centren sich herstellen, diese Verknüpfung aber nicht so zahlreich zu sein braucht, als wenn die Erregungen, einer Inhaltsordnung entsprechend, unmittelbar von allen Begleiterscheinungsstellen zu allen Errregungsstellen führten, woran sich die Inhalte schlössen; weil diese gleichzeitig mehrfach von außen erfolgende Erregung alle entsprechenden Inhalte aufruft, die innere Erregung aber nur jene, die gerade von den erregten Nerven miterregt werden; was aus verschiedenen Ursachen nicht alle zu sein brauchen, die erregt werden, wenn die Wahrnehmung sich einstellt; so ergiebt es sich allerdings oft, daß die Vorstellung nicht alle und nicht dieselben Inhalte der Wahrnehmungsgruppe aufweist und sich dadurch von dieser unterscheidet. Diese Verschiedenheit kann sodann mit derselben Verschiedenheit zusammenfallen, welche man Intensitätsunterschiede nennt.

Hält man daran fest, daß es zwei Systeme oder Ordnungen sind, die ablaufen, nämlich erstens das System der aufeinanderfolgenden Ausgangserscheinungen der Begleiterscheinungen, die, indem sie sich im Sichtbaren weiter bis zu den sichtbaren Empfindungspunkten und den Nervenerregungen fortsetzen, von Inhalten begleitet sind; und zweitens das System dieser Inhalte in dem Ablauf oder der Ordnung betrachtet, welcher die Folge blos der Inhalte bildet; so hat man die Erwägung anzustellen, ob diese beiden Ordnungen einander vollständig entsprechen, das heißt ob die Ordnung der Anfangserscheinung und die der letzten Begleiterscheinung und der Inhalte derselben eine gleiche ist.

Darauf antwortet die Erfahrung mit Nein. Wir stehen vor der Thatsache, daß die beiden Ordnungen nicht immer völlig gleich laufen.

So viel möchte gesagt werden dürfen, daß die Ordnungen, in welchen an die empfindenden Punkte des sichtbaren Leibes die äußeren Erregungsbegleiterscheinungen der Inhalte treten, auch in der Regel die Ordnungen der Inhalte seien; daß sonach die Inhaltsordnungen und die der letzten Stellen, also die Verknüpfungen der Nerven, jenen äußeren Ordnungen gleichlaufen, deren Nachbildungen sie sind.

Insofern aber die aus schon erfahrenen Erregungsverbindungen hervorgegangenen Nervenverknüpfungen ein eigenes System geworden sind, das nun die Erregungen nach den hier gebildeten Bahnanschlüssen fortleitet, kann diese Weiterführung der Erregung eine von der Folge der äußeren Begleiterscheinungsordnung abweichende und demnach die an die im Leibe befindliche, also innere Begleiterscheinung, nämlich die der Nervenerregung sich bindende Inhaltsordnung eine abweichende von jener sein. Es kann an Inhalte von äußerer Erregung her sich ein Inhalt von innerer Erregung her anschließen, zwischen Wahrnehmungsinhalte können Vorstellungsinhalte treten; der mit Vorstellungen erweiterte Verlauf der Inhalte kann von dem reinen Wahrnehmungsverlauf sich mehr und mehr unterscheiden.

Hierin liegt die Wurzel zahlreicher Irrthümer, die sich mit Inhalten der Sinne abspielen. Die Illusionen und Hallucinationen, aber auch die Verwechslungen, die Verkennungen und Mißdeutungen u. s. w. leiten sich hieraus ab.

Aber ebenso liegen hierin alle Ergänzungen und Erweiterungen der Wahrnehmungen durch Inhalte, welche reichere Erfahrungen kennen gelehrt haben; das Erkennen, Deuten und das vorauseilende Verknüpfen von Inhalten beruht auf Vorstellungsinhalten, die zwischen Wahrnehmungsinhalte treten.

Aus den Vorstellungsfolgen entsteht der Gang der Inhalte des Gedächtnisses sowohl wie der Lauf der Phantasiereihen, und die Combinationen der schöpferischen Geister sind die Ordnungen der Vorstellungen, ohne die Begleiterscheinungen, welche die Wahrnehmungen begleiten. Die Reihenfolgen der Inhalte der Träume sind die Ordnungen der Nervenerregungsfolgen, also der letzten Begleiterscheinungsfolgen, die sich schon innerhalb des Leibesumfanges, nicht mehr äußerlich im Verhältniß zum empfindenden Punkt, abrollen, denen sonach die Ordnung der äußeren Erregungsfolgen nicht mehr zu entsprechen braucht.

Zu allen Inhalten hat sich bislang eine oder die andere Begleiterscheinung im Sichtbaren, sonach im Aeußeren, sei dieses Aeußere die sichtbare Umgebung des Leibes oder ein Theil des Leibes selbst, welcher gegen den empfindenden Punkt eine äußere Stelle im Leibe ausmacht, zugehörig gezeigt, so daß hierin die Inhalte insgesammt sich als Wahrnehmungs- oder Sinnesinhalte dargeboten haben, maßen sie durch ihre Beziehung zu der äußeren sichtbaren Ausdehnung zu dieser Classe gehören. Wenn es gelingen sollte, alle möglichen weiteren Erscheinungen des geistigen Lebens, zu denen etwa vorgerückt werden könnte, als ausschließlich aus Wahrnehmungsinhalten bestehend und zusammengesetzt darzulegen, so würden die Sinnesinhalte das gesammte Bauzeug einer geistigen Welt liefern.

Skizzen aus den Quarnero-Inseln.

Von Eugen Gelcich, k. k. Director der nautischen Schule in Lussinpiccolo.

IV. Ossero.

(Schluß.)

Die Inseln von Lussin und Cherso sind bekanntlich durch einen schmalen, circa $2^1/_2$ Meter tiefen Canal — der „Euripus" der Alten oder die „Cavanella" der Gegenwart — getrennt, über den eine Brücke führt. In unmittelbarster Nähe der Brücke ist die Stadt Ossero auf der Insel Cherso gebaut, während der 588 Meter hohe Monte Ossero auf der Insel Lussin liegt. Reste von Mauern, Ruinen von älteren Bauten, noch mehr aber einige ausgegrabene Alterthümer weisen darauf hin, daß Ossero sich einstmals einer gewissen Bedeutung erfreut haben mag, während es im Augenblick nur 200, vom Sumpffieber stark hergenommene, fahl aussehende Bewohner zählt. Die Geschichte dieser Stadt ist sehr lückenhaft, das Wenige, was darüber gemuthmaßt wird, beruht durchaus nicht auf soliden Forderungen, giebt aber allerdings viel zu denken, sobald man an Ort und Stelle die Ueberzeugung gewinnt, daß Ossero, wenn nichts Anderes, doch wenigstens eine räumlich sehr ausgedehnte Stadt gewesen sein muß.

Auf die Autorität des Apollonius von Rhodus gestützt, behaupten oder glauben die Historiker, daß Ossero der Schauplatz der brudermörderischen That der Medea gewesen sei. Der unglückliche Absirtus soll in Ossero seinen Wohnsitz genommen und eine Burg gebaut haben, so daß nach ihm die größeren der Quarnero-Inseln, die Absirten genannt wurden. C. Julius Solinus Polyhistor führt ferner kurz an, daß die Cholchiden von den Quarnerischen Inseln vierzig Jahre vor der Einwanderung der Liburnier an das adriatische Meer Besitz nahmen.

Weiters will man wissen, daß die Horden des Attila's bis Ossero vordrangen und diese Stadt zerstörten, und daß die Saracenen unter Saba das gleiche Kunststück im Jahre 842 ausführten. Die vielen römischen Alterthümer, die ausgegraben wurden, sind sprechende Zeugen von der einstigen Herrschaft der Römer; gerade aus dieser Epoche aber hat man nicht den geringsten Anhaltspunkt, um geschichtliche Schlußfolgerungen zu ziehen.

Die Seeräuber der Narenta, welche längere Zeit hindurch die Adria beherrschten, verschafften den Osserinen allerlei Unannehmlichkeiten; die verwegenen Corsaren verfolgten die Schiffe bis zum Euripus und benutzten die kurze Rast in der Cavanella zum Morden und Plündern. Als der Doge Orseolo II. diesem Unwesen ein Ende setzte, unterwarfen sich ihm viele der adriatischen Städte, darunter auch Ossero, wo Orseolo persönlich an's Land stieg, um die Huldigung der neuen Unterthanen entgegenzunehmen. In der Folge, und zwar vom Jahre 1166 bis zum Jahre 1304, war Ossero eine erbliche Grafschaft in der Familie der Morosini, gelangte später auf kurze Zeit durch den Vertrag zwischen Venedig und Ungarn (1348) in Besitz des Königs Ludwig von Ungarn, um gelegentlich der Thronstreitigkeiten zwischen Ladislaus und Sigismund wieder die venetianische Oberherrschaft anzunehmen.

Das 15. und 16. Jahrhundert bilden eine Periode des raschen und traurigen Verfalles, verursacht theils durch die unausgesetzten Verwüstungen der Uskoken, theils durch das Emporblühen anderer benachbarter Städte und Ortschaften, theils auch durch die Abnahme des einstigen regen Verkehrs Venedigs mit der Levante. Im Jahre 1754 zählte Ossero, wenn Nicolich Glauben verdient, nur mehr wenige hundert Einwohner, die noch große Anstrengungen machten, um eine Art Oberherrschaft über Lussinpiccolo und Lussingrande auszuüben, die sie aber schon dazumal, weder de facto, noch de jure mehr besaßen. In dem Maße, als die eben genannten Städte emporblühten und an Bedeutung gewannen, verfiel Ossero, um das zu werden, was es heute ist, ein nur mehr geschichtlich interessanter Ort. Das Lückenhafte in der Geschichte dieser Stadt, der gänzliche Mangel von bestimmten Nachrichten aus der Römerzeit, die Behauptung, daß Ossero mindestens zweimal zerstört wurde, giebt vereint mit anderen Umständen, die nachfolgend besprochen werden sollen, wie gesagt, viel zu denken und es wäre sehr wünschenswerth, daß gelehrte Fachmänner Ossero einmal eingehend prüfen, und von dem modernden Archiv, welches sich im Besitz der Gemeinde befindet und zahlreiche Acten-

bündel aus der venetianischen Zeit enthält, mit Muße Einsicht nehmen.

Ausgrabungen im großen Style sind in Ossero nie vorgenommen worden. Dasjenige, was man aus der Römerzeit besitzt, sind einige Inschriften, Gefässe, Münzen, sogenannte ewige Lampen, einige Haus- und Ziergeräthe, dann zwei Sarkophage. Dies fand man alles auf der Landspitze von Lussin, die der Stadt Ossero gegenüberliegt.

Eine der Inschriften lag in der Cavanella vergraben; man fand sie gelegentlich der Erweiterung des Canals. Von den Münzen bekommt man in Ossero selbst leider nur mehr wenig zu sehen, sie wurden theils von den Findern verkauft, theils verschenkt, so daß diese wichtigen Documente die seltensten sind. Die ewigen Lämpchen enthalten allerlei Figuren, Götterbilder, Krieger zu Fuß und zu Wagen u. s. w. — Unter den Ziergeräthen fällt eine lange Haarnadel auf, dann eine Busennadel mit einer Federeinrichtung zum Festhalten der Brosche. Am allerauffallendsten ist jedenfalls ein Schneidwerkzeug aus dem Zeitalter des Steines. Diese sämmtlichen Gegenstände lagen nur mit wenig Erde bedeckt; tiefere Ausgrabungen würden jedenfalls eine reichere Beute verschaffen.

Und zu solchen tieferen und ausgedehnteren Ausgrabungen sollte man sich unserer im Uebrigen ganz unmaßgebenden Meinung nach schon durch eine einfache Ueberlegung gereizt fühlen, die sich gewissermaßen von selbst aufdrängt. An der Nordseite der Cavanella nämlich sieht man unter Wasser noch ganz deutlich die Zeichen der alten Uferränder; ein Beweis, daß die topographischen Verhältnisse der Stadt vor ihren verschiedenen Zerstörungen mancherlei Aenderung erlitten. Zu dieser Schlußfolgerung halten wir uns noch durch weitere sogleich zu besprechende Thatsachen ermächtigt, denen wir aber früher noch den gänzlichen Mangel von Resten römischer Haus- oder Tempelbauten vorangehen lassen müssen. In der Antiquitätensammlung Osseros findet sich nicht Ein Stück einer Säule oder eines Capitels oder irgend etwas dergleichen vor, woraus auf das Vorhandensein einer römischen Niederlassung geschlossen werden könnte. Es scheint nur schwer annehmbar, daß in einer römischen Colonie nicht einmal ein Tempel existirte, keine einzige, der, wenn auch in kleinen Dimensionen ausgeführten Prachtbauten, die sonst immer und überall zu finden sind. Man hat gar nichts bisher entdeckt, was den leicht erkennbaren, eigenthümlichen Hausbau der Römer verräth und hier könnten nur weitere Ausgrabungen ein entscheidendes Wort mitsprechen.

Daß die topographische Lage der Stadt verschiedene Veränderungen erlitt und daß ihre räumliche Ausdehnung eine ansehnliche war, darüber kann gar kein Zweifel bestehen. Die jetzt noch erhaltene Stadtmauer aus der venetianischen Zeit mißt im Umfange circa 900 Meter, was nach der geometrischen Anlage der Mauer und einer von mir entworfenen generellen Berechnung einem Flächenareal von 53.383 Quadratmetern entspricht. Die Mauern sind auf der Seite des Quarneros (Nordseite) stärker und bedeutend höher als auf der südlichen Seite. Sieht man die Verbindungsbrücke zwischen Cherso und Lussin als die Front der Festung an, so scheint der Rücken noch in der Venetianerzeit Modificationen unterlegen zu sein, da die dortigen Mauern einen jüngeren Eindruck als die Front machen. Auch militärtechnische Gründe sprechen dafür, indem im Südosten der Stadt eine unvollkommene Bastion vorhanden ist, neben welcher noch die Fundamente einer älteren Mauer bemerkt werden. Diese verhältnißmäßig sehr lange Mauer umschließt gegenwärtig nur wenig bewohnte Häuser, aber außerdem bemerkt man innerhalb derselben zahlreiche Ruinen von ziemlich ansehnlichen Bauten und von drei Kirchen. Der Rest des Areals wird durch Gärten- und Ackerfelder eingenommen.

Geht man durch das östliche Stadtthor hinaus auf der Straße gegen Cherso zu, so stößt man zunächst auf den jetzigen Friedhof, der ungefähr 60 Meter von der Stadt entfernt ist. Nach der Tradition soll die Friedhofcapelle die einstige Kathedrale gewesen sein und genau in der Mitte der Stadt gelegen haben. Daß die Friedhofcapelle ehemals eine andere Bestimmung hatte, erhellt schon aus der Gegenwart eines prachtvollen in Stein gehauenen Bischofstuhles, der in derselben auf der Evangeliumseite vorhanden ist. An der Lehne des Stuhles bemerkt man ein Wappen, darüber die Mitra; die Seiten sind mit Reliefverzierungen versehen. Getrennt von der Capelle ist ein kleiner Raum vorhanden, der die Sacristei bildete; endlich in nächster Nähe der Sacristei, im Freien, ein Mosaikboden, ziemlich schlecht erhalten, mit Unrath aller Art überdeckt, so daß demnächst nichts mehr davon erübrigen dürfte. Die getrennte Sacristei, der Mosaikboden, der Bischofstuhl lassen immerhin vermuthen, daß die jetzige Capelle nur mehr die Reste einer ehemaligen größeren Kirche vorstelle, von welcher man nur den Hauptaltar mit dem Presbyterium und einem Theile des Mittelschiffes rettete.

Im Nordwesten von Ossero liegt der Hafen von Vier (Viar) mit den Ruinen eines ziemlich großen Klosters. Im Kloster ist die

Cisterne noch sehr gut erhalten; die Seeleute ziehen Nutzen davon, indem sie daselbst ihre Wasservorräthe ergänzen. Auf dem Wege vom Friedhof nach Vier trifft man auf neue Mauerruinen, die offenbar entweder einem großartigen Gebäude oder einer Festungsmauer angehörten; sie zeichnen sich durch die großen Quaderblöcke aus, welche in ihren tieferen Theilen vorkommen.

Ungefähr 500 Schritte im Süden der Brücke, das ist auf der Seite gegen Punta Croce hin, findet man abermals alte Mauern mit den Ruinen eines Thores und etwa 150 Schritte im Norden davon ein verfallenes Schloß. Sollte dieses Thor mit den Mauern von Vier einen Zusammenhang haben, so wäre Ossero eine ansehnliche Stadt von bedeutendem Umfang gewesen, deren Front allein eine Ausdehnung von circa einem Kilometer erreicht haben würde.

Als Eigenthümlichkeiten unbekannten Ursprungs, die sich in der Umgebung Ossero's befinden, möchten wir noch drei Wasserreservoirs anführen, das Größte davon mit einer Flächenausdehnung von über 400 Quadratmetern. Dieselben enthalten Regenwasser, eines davon soll Quellwasser geben. Daß sich das Wasser bei denselben nicht zufällig ansammelte, mit anderen Worten, daß sie ein Product menschlichen Fleißes sind, geben die regelrechten Mauern zu erkennen, womit zwei derselben umfaßt sind. In ihrer nächsten Nähe sind zwei Cisternen vorhanden, die größere davon angeblich 30 Meter tief, mit einer Krone von mindestens drei bis vier Metern. Solche Wasserreservoirs, nur in bedeutend geringeren Dimensionen (vier bis sechs Quadratmeter), findet man mehrere (im Ganzen zehn) in verschiedenen Gegenden des Monte Ossero. Letztere wurden jedenfalls zu dem Zwecke angelegt, um den auf dem Berge frei weidenden Thieren Trinkwasser zu verschaffen.

Nach diesen allgemeinen beschreibenden Winken trachten wir nun festzustellen, worin eigentlich die Bedeutung Osseros liegen, und welchen Nutzen die Römer und die Venetianer von dem Besitze dieser Stadt ziehen konnten. Da erinnern wir uns zunächst in vielen Geschichtswerken über Istrien und Dalmatien gelesen zu haben — und die Tradition daran ist immer noch frisch — daß die jetzigen kahlen Gebirge am Ostrande der Adria einst mit schönen dichten Wäldern bedeckt waren, welche ausgezeichnetes und massenhaftes Bauholz lieferten. Sobald es sich um Ossero handelt, kann man diese Thatsache gar nicht bezweifeln, da die ganze Nordwestseite der Insel Lussin, besonders bei der Stadt Ossero, jetzt noch bewaldet ist und ein viel anmuthigeres Aussehen als die freilich imposanteren Forstgründe im Binnenlande unserer Monarchie

gewährt, weil hier die Eiche sich mit Myrthen, Centifolien, Erikas, Erdbeerbäumen u. dgl. wunderbar gruppirt.

Die Viehzucht ist gegenwärtig noch in den Umgebungen Osseros bedeutend. Auf Cherso und auf dem Monte Ossero weiden Tausende von Schafen frei unter Gottes Himmel; die Production an Käse, Butter und Wolle ist sehr ansehnlich und bildet einen Haupterwerbszweig der Insulaner. Daß die Viehzucht auch in älteren Zeiten und in größerem Maße betrieben wurde, davon geben die vielen Wasserreservoirs des Monte Ossero und in der Nähe der Stadt Zeugniß. Berücksichtigt man, daß die ganze Insel Lussin vor vier oder fünf Jahrhunderten noch keine Spur von anderen Niederlassungen enthielt, daß der ganze Boden derselben dicht bewaldet war oder Weidegründe bildete und daß dies alles den Osserinen gehörte, so wird man ohneweiteres zum Schluß geführt, die hier besprochene Stadt habe Reichthümer aufgewiesen, welche besondere Beachtung verdienten.

Aber auch die Lage Osseros war mit Rücksicht auf die Größe der alten und mittelalterlichen Schiffe und auf die Richtung der damaligen Handelsbewegung ganz dazu angethan, diese Stadt emporzuheben. Von diesem Standpunkte ausgehend, muß Ossero speciell nach der Gründung Venedigs und noch mehr beim Zunehmen des venetianischen Handels im östlichen Mittelmeer eine große Rolle gespielt haben.

Es gab bekanntlich eine Zeit, in welcher die Schätze Asiens und des ganzen Orients ihren Weg nach Europa über Venedig nahmen. In der Levante luden venetianische Schiffe Waaren aller Art ein, nahmen dann ihren Weg in die Adria, wo sie, besonders im Winter, gewiß nur von Ankerplatz zu Ankerplatz wanderten, um sich bei Nacht nicht in hoher See von Stürmen überraschen zu lassen. Das adriatische Meer kann im Winter sehr gefährlich werden, ein Borasturm tritt manchmal ganz unerwartet auf und haust dann furchtbar. Die Südoststürme sind nicht minder gewaltig, lassen sich aber immer voraussehen; immerhin wagen heute noch die Küstenfahrer die Nächte nicht in See zuzubringen, und trachten die Sonne vor Anker untergehen zu lassen. Ein von der Enge von Otranto nach Venedig fahrendes Küstenschiff ist daher gezwungen, anstatt sich an der Westküste zu halten, wo gute Häfen absolut mangeln, die Ostküste aufzusuchen, weil es hier jeden Augenblick, wenn es nur will, sichere Zufluchtspunkte findet. Außerdem begünstigt die Strömung an dieser Seite die Hinauffahrt und darüber waren die tüchtigen venetianischen Seeleute aller Zeiten gewiß unterrichtet. Endlich muß der Schiffer besonders in der nördlichen Adria zur Winterszeit so nahe

als möglich an der Ostküste verweilen, damit ihn etwaige Borastürme nicht an die unwirthliche italienische Küste werfen. Heutzutage noch fahren nach Ancona und Venedig bestimmte Schiffe längs der dalmatinischen Küste, erstere bis zur Bucht von Cigale auf der Insel Lussin, letztere gewöhnlich nach Unie. Die nach Ancona bestimmten Schiffe segeln dann beim Eintreffen günstiger Witterung direct nach ihrem Bestimmungsorte, die nach Venedig dirigirten trachten Pola oder Veruda zu erreichen, ziehen sich dann etwa bis Pirano hinauf und von da ab durchkreuzen sie den Golf. Solange nun die übrigen Häfen der Insel Lussin unbewohnt waren, dürfte Ossero die Etappenstation gebildet haben, die Schiffe fuhren dann entweder nach Viar oder in den Canal von Ossero ein, um über die Cavanella ihren Weg fortzusetzen. Diese Route bot den Vortheil, daß die Uebersetzung des sonst so sehr gefürchteten Quarneros am kürzesten ausfiel.

Bei der ungeheueren Ausdehnung des venetianischen Handels läßt sich nun denken, daß die Hafenbewegung in Ossero eine gewaltige gewesen sein dürfte, woraus sich die Bedeutung der letzteren Stadt als Zwischenstation von selbst ergiebt.

Unsere Erörterungen führen uns somit zu dem Resultat, daß die im Vereine mit den in Ossero noch vorhandenen Alterthümern Factoren genug zusammenwirken, um den Schluß zu gestatten, daß diese Stadt einst ausgedehnt und reich bevölkert war. Weitere Anhaltspunkte dürften sich aus der näheren Prüfung der alten Documente ergeben, denn schon bei einer nur oberflächlichen Durchsicht derselben fanden wir u. A. die am 23. Februar 1440 durch den Dogen Francesco Foscari genehmigten Statuten, nach welchen eine Geldstrafe für denjenigen ausgesetzt war, der in der Nähe des Arsenals Unrath in's Meer warf, woraus sich eben ergiebt, daß Ossero auch ein Arsenal besaß.

Nur drängt sich dem Besucher der Stadt immer die Frage auf, ob es denn möglich sei, daß ein Fieberwinkel jemals zur Gründung einer größeren Stadt geeignet erschienen sei, denn ungesunde Gegenden meidet ein Jeder; sie werden, wenn sie sonst günstig gelegen sind, und Wichtigkeit besitzen, gerade nur von denjenigen Leuten bewohnt, die durch die Verhältnisse gezwungen sind, sich dort aufzuhalten, eine kräftige Entwickelung solcher Städte im Großen ist aber nie zu erwarten. Aus dieser Schwierigkeit hilft die Tradition hinaus, welche behauptet, daß der sogenannte Jaz, ein Sumpf nämlich, im Westen der jetzigen Stadt gelegen, früher nicht existirt habe, und daß dieser Jaz einst einen Bestandtheil der Stadt bildete. Factisch liegt er auch

innerhalb der Mauerruinen, von welchen früher die Rede war. Der Flächeninhalt dieses Sumpfes beträgt ungefähr fünf Joch. Das Gemeindeamt von Ossero that sein Möglichstes, um die Fieberquelle zu beseitigen, besitzt aber nicht die finanziellen Mittel, die dazu nothwendig wären. Nach den Entwürfen der Fachmänner wären 90.000 Gulden erforderlich, um den Sumpf in Ackerboden zu verwandeln; vor wenigen Jahren erhielt die Gemeinde eine Subvention von 5000 Gulden, um einen Theil desselben auszufüllen. Daß damit nur wenig geschehen konnte, ergiebt sich von selbst.

Gegenwärtig wird Ossero von Zeit zu Zeit von Fremden besucht; Fachmänner aber, die competente Urtheile über den geschichtlichen Werth der vorhandenen Ruinen und Alterthümer fällen könnten, scheinen in Ossero nicht gewesen zu sein, oder wenigstens hielten sie sich zu kurze Zeit dort auf. Vor allem Anderen müßten neue und tiefere Ausgrabungen an verschiedenen Stellen der Umgebungen vorgenommen werden.

Sehenswürdig in Ossero ist die Basilica mit einem schönen Marmoraltar mit dem symbolischen Bilde des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Im Uebrigen besitzt die Kirche noch einige Sehenswürdigkeiten, darunter das Altarbild, eine Monstranz in gothischer Arbeit, eine silberne Lampe, welche durch Papst Innocenz X. der Kirche geschenkt wurde u. s. w. — Die Alterthümersammlung ist erst jetzt in einem besseren Locale untergebracht worden, während sie früher in einem dumpfen Keller lag. Letzteres gilt heute noch von dem alten Archiv, welches von der Feuchtigkeit bereits stark gelitten hat, und falls sich Jemand für dasselbe interessiren sollte, darf derselbe zur Hebung dieses Schatzes keine Zeit verlieren.

Herausgeber und Redacteur Dr. Joh. B. Meyer. Verantwortlich Franz Grünanger.
K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.